



# Dirk Kruse

## Tod im Botanischen Garten

Frank Beauforts dritter Fall

KRIMINALROMAN · ARS VIVENDI

Dirk Kruse

# Tod im Botanischen Garten

Frank Beauforts dritter Fall

Kriminalroman

ars vivendi

Originalausgabe

Erste Auflage November 2012  
© 2012 by ars vivendi verlag  
GmbH & Co. KG, Cadolzburg  
Alle Rechte vorbehalten  
[www.arsvivendi.com](http://www.arsvivendi.com)

Lektorat: Dr. Felicitas Igel  
Umschlagsgestaltung: ars vivendi verlag unter Verwendung  
eines Bildes von Maria Sibylla Merian  
SLUB S.B.3088 - Pineapple with Surinam insects  
(Aufn.: SLUB / Dt. Fotothek)  
Druck: CPI Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-86913-170-2

*Für meine Eltern,  
für Nuta und für Heinz*

*Dem, der dieses Buch von seinem Eigentümer stiehlt oder sich ausborgt und nicht wiederbringt: Lass es sich in seiner Hand in eine Schlange verwandeln und ihn zerreißen. Lass ihn von Krämpfen geschüttelt werden und all seine Organe vernichtet sein. Lass ihn in Schmerzen sich krümmen und laut um Erbarmen flehen, und lass seine Qualen nicht versiegen, bis er geständig ist. Lass die Bücherwürmer an seinen Eingeweiden nagen, und wenn er sich zu seiner letzten Strafe auf den Weg macht, lass die Flammen der Hölle ihn auf ewig verzehren.*

Fluch gegen Buchdiebe aus der Klosterbibliothek von San Pedro in Barcelona

*Vielleicht lässt sich das verborgenste Motiv des Sammelnden so umschreiben: Er nimmt den Kampf gegen die Zerstreung auf. Der große Sammler wird ganz ursprünglich von der Verworrenheit, von der Zerstreung angerührt, in dem die Dinge sich in der Welt vorfinden.*

Walter Benjamin

## 1. En garde – Dienstag, 12. Juli

Schweiß rann Frank Beaufort über die Stirn. Er atmete heftig. Sein ganzer Körper fühlte sich unendlich schwer an. Die müden Beine spürte er kaum noch – sie bestanden aus einer Mischung von Blei und Gummi. Unverwandt starrte er den Mann an, der keine drei Meter vor ihm die Waffe gezückt hatte. Jeden Moment musste sein Angriff erfolgen. Die Klinge blitzte auf, als sein Widersacher pfeilschnell auf ihn zupreschte. Mit letzter Kraft wich Beaufort zur Seite aus, sodass die Attacke ins Leere ging. Gleichzeitig stieß er reflexartig den rechten Arm vor und ließ den Angreifer in seinen Degen laufen. Als die Spitze der Klinge dessen Oberkörper berührte, ertönte ein lautes Summen, und die Lampe des Melders leuchtete grün auf. Mit einem Ruck riss sich Beaufort die Maske vom Gesicht, reckte seinen Degen zur Hallendecke und sank vor Erschöpfung auf der Planche in die Knie. Er hatte gesiegt! Das erste Mal hatte er ein Gefecht gegen einen der besten Kämpfer des Vereins gewonnen.

\*

Mit hartem Strahl prasselte das heiße Wasser auf Beauforts nackten Körper. Tat das gut! Er liebte diesen Moment, wenn er, physisch völlig verausgabt, unter der Dusche stand. Wieso hatte er das all die Jahre nicht vermisst, in denen er kaum mehr Sport getrieben hatte? Zum Glück war es Anne gelungen, ihn schließlich doch noch zu einer kleinen Fitnessoffensive zu überreden. Anfangs musste er sich noch dazu zwingen, und es dauerte ein wenig, bis er den richtigen Sport gefunden oder besser gesagt bei seinem alten Verein wiedergefunden hatte. Aber mittlerweile freute er sich richtig auf seine wöchentlichen Trainingseinheiten in Erlangen.

»Gibst du mir was von deinem Shampoo ab, Frank? Meins ist alle.«

Daniel Kempf, ehrenamtlicher Trainer in der Fechtabteilung der Sportgemeinschaft Siemens und ehemaliger Studienkollege von Beaufort, stellte sich unter die Dusche daneben und streckte den Arm aus. Wortlos reichte Beaufort ihm die Flasche, aus der Daniel sich Shampoo in die Handfläche drückte und sie dann mit einem Nicken zurückgab.

»Du hast in der kurzen Zeit ganz schön Fortschritte gemacht, wenn man bedenkt, dass du seit über zehn Jahren keinen Degen mehr in der Hand hattest. Aber ich sage ja immer: Fechten ist wie Radfahren. Wenn man das mal richtig gelernt hat, dann vergisst man es nie mehr.« Daniel shampooierte sich die Haare.

»Ich bin selbst erstaunt, wie gut es klappt. Meine Paraden beherrsche ich alle noch. Nur die Beinarbeit könnte besser sein. Da hapert's halt noch mit der Kondition.«

»Fechten ist eben nichts für Couch-Potatoes. Aber auch da hat sich bei dir ja schon ein bisschen was getan in den letzten Monaten. Weißt du noch, wie du in deiner ersten Stunde hier gehechelt hast?« Daniel grinste.

Beaufort erinnerte sich nur ungern daran zurück. Das erste Training im Mai war so anstrengend für ihn gewesen, dass er sich vor Erschöpfung auf der Toilette übergeben hatte. Gefolgt von dem wohl schlimmsten Muskelkater seines Lebens. Ihm hatten Stellen im Körper wehgetan, von denen er noch nicht einmal wusste, dass es dort überhaupt Muskeln gab. Gemessen an diesem Tiefpunkt seiner körperlichen Leistungsfähigkeit war er jetzt geradezu in Topform. Was auch daran lag, dass er in den vergangenen Wochen seine Kalorienzufuhr drastisch eingeschränkt hatte, besonders die durch Alkohol und Schokolade. So war es ihm gelungen, ein paar Wohlstandskilos abzuspecken und sich langsam wieder seinem Normalgewicht anzunähern.

»Aber heute habe ich das erste Mal ein Gefecht gegen Christoph gewonnen!«, sagte Beaufort nicht ohne Stolz. Er drehte das Wasser ab und begann sich mit einem großen Badetuch, in das sein Familienwappen eingestickt war, abzutrocknen. Auch Daniel beendete seine Dusche.

»Das hast du wirklich nicht schlecht gemacht. Deine Defensivtaktik ist einwandfrei. Wenn du den Gegner kommen lässt, hast du bei deiner Körpergröße und deiner Reichweite einen echten Vorteil bei der Riposte. Aber zu einem wirklich guten Fechter fehlt dir noch der richtige Offensivgeist. Nächsten Dienstag üben wir mal gezielt die schnellen Angriffe erster und zweiter Intention.«

»Zweiter Intention?«

»Die mit Finten und Scheinangriffen.«

»Dieser Sport ist aber auch wirklich kompliziert.«

»Wenn Fechten einfach wäre, würde es Fußball heißen.«

»Würdest du diesen Satz auch in der Nordkurve im Frankenstadion wiederholen?«

»Sehe ich aus wie ein Masochist?«

In der Gemeinschaftsumkleide föhnte Beaufort sein Haar trocken und zog sich an. Als er seine Fechtausrüstung in der großen Sporttasche verstaut hatte, fragte ihn Daniel: »Kommst du noch mit auf ein Bier?«

»Warum nicht? Man muss ja auch an seinen Elektrolyt-haushalt denken. Ein leichtes Hefeweizen kann ich mir schon mal gönnen.«

»Ob du das allerdings bei Professor Harsdörffer bekommen wirst, wage ich zu bezweifeln. Als Vollfranke hält der nichts von halben Bieren. Ich weiß aus sicherer Quelle, dass er für heute ein Fass *Storchenbier* bestellt hat. Das wirst du dir doch nicht entgehen lassen.«

»Hält der alte Harsdörffer noch immer seinen Jour fixe ab? Ich habe ihn schon eine Ewigkeit nicht mehr gesehen.«

»Regelmäßig jeden zweiten Dienstag im Monat, außer es sind gerade Semesterferien. Daran wird sich wohl auch

nach seiner Emeritierung nichts ändern, schätze ich. Unser geschätzter Doktorvater hat mich vorhin extra angerufen und mir aufgetragen, dich auf jeden Fall mitzubringen. Er will dich dringend wiedersehen.«

»Ich dachte zwar, wir gehen nur kurz auf ein Bier in die Kneipe, aber wenn Harsdörffer so insistiert, kann ich ja schlecht Nein sagen.« Beaufort zog sein Mobiltelefon aus der Tasche. »Ich geb nur kurz Anne Bescheid. Wir wollten eventuell ins Kino. Aber der Film, den sie sehen will, ist sowieso nicht mein Fall. Irgend so ein Tanzstreifen mit Antonio Banderas.«

Während sie am Pförtner vorbeigingen und auf den Parkplatz vorm Sportzentrum in der Komotauer Straße traten, versuchte Beaufort zweimal, seine Freundin zu erreichen.

»Besetzt«, sagte er, als sie bei Daniels Auto ankamen.

»Dann schick ihr doch schnell eine SMS.«

»Schnell geht das bei mir schon gar nicht. Es macht mich wahnsinnig, dass jede Taste mit mindestens drei Buchstaben belegt ist. In der Zeit, die ich fürs Schreiben einer sogenannten Kurzmitteilung brauche, erledige ich spielend vier Telefonate.«

»Eigentlich wundere ich mich, dass du überhaupt ein Handy besitzt. Mit der modernen Technik hattest du es ja noch nie so. Harsdörffer gibt noch heute gern zum Besten, dass du deine Doktorarbeit auf der mechanischen Schreibmaschine geschrieben hast, während wir anderen alle schon längst mit dem PC gearbeitet haben.« Daniel lachte vergnügt und öffnete die Autotüren per Knopfdruck.

»Erstens war es eine elektrische Schreibmaschine und keine mechanische. Und zweitens warte ich halt lieber ab, bis sich eine neue Technologie auch wirklich durchgesetzt hat, ehe ich sie benutze. Nimmst du mich mit?«

»Hast du noch immer keinen Führerschein gemacht? Du weißt aber schon, dass sich das Auto gegenüber der Pferdekutsche technisch durchgesetzt hat, oder?«

»Du bist ja so was von witzig«, antwortete Beaufort bissig und ließ sich in den Beifahrersitz sinken.

\*

Harsdörffers mehrstöckige Villa am Fuße des Erlanger Burgbergs war ein echtes Jugendstilschmuckstück mit großem Garten und traumhaftem Ausblick. Der Professor, der allein in dem großen Haus wohnte, gehörte einer alteingesessenen Gelehrtenfamilie der Universitätsstadt an. Sein monatlicher Jour fixe war eine Institution in Akademikerkreisen. Der Salon quoll meistens über vor Professoren, Ehemaligen, Doktoranden und Studenten der höheren Semester, die sich an Harsdörffers Gastfreundlichkeit schadlos hielten, und nicht eher gingen, bis das Bierfass geleert war. Jedes Mal wurde eine andere Sorte eines handwerklich gebrauten fränkischen Bieres ausgeschenkt. Wegen des schönen Wetters hatte sich das Geschehen heute Abend ins Freie verlagert. Als Daniel und Frank das Grundstück betraten, hörten sie fröhliches Stimmengewirr von der Terrasse her und stießen durch den Garten zur Festrunde. Dort standen oder saßen an die vierzig Gäste in Grüppchen plaudernd beieinander. Mitten unter ihnen der bestens gelaunte Gastgeber in der Rolle des Impresarios, der von Gruppe zu Gruppe eilte und das Geschehen dirigierte. Als Harsdörffer die Neuankömmlinge bemerkte, spurtete er sofort auf die beiden los und rief mit lauter, theatralischer Stimme: »Mein lieber Beaufort! Ich sollte Sie gehörig ausschelten. Sie haben mir Ihre geschätzte Anwesenheit allzu lange vorenthalten. Umso mehr freue ich mich, dass Sie endlich wieder den Weg in meine bescheidene Hütte gefunden haben. Es ist wenigstens zwei Jahre her, dass ich das Vergnügen Ihrer geistreichen Gesellschaft genießen durfte.« Der kleine Mann mit der barocken Statur schüttelte dem beinahe zwei Köpfe größeren Beaufort herzlich und ausgiebig die Hand. »Sie müssen

wissen«, wandte er sich aufgeräumt an die Runde, »dass dieser Mann hier einer meiner begabtesten und scharfsinnigsten Doktoranden war. Zu schade, dass er sich nie für eine Karriere an unserer Alma Mater erwärmen konnte. Er wäre ein hervorragender Hochschullehrer geworden.«

»Ich glaube, da täuschen Sie sich, lieber Professor. Für eine universitäre Laufbahn sind meine Interessen zu vielfältig und mein Ehrgeiz zu gering.«

Harsdörffer lachte laut und glucksend, wobei sein dicker Bauch in der von Hosenträgern gehaltenen hellen Leinenhose in Wallung geriet.

»Die Vielseitigkeit Ihrer Interessen gebe ich Ihnen gern zu. Schon damals konnten Sie sich in der Literaturwissenschaft für alte Handschriften ebenso begeistern wie für moderne Lyrik. Doch in puncto Ehrgeiz muss ich Ihnen widersprechen. Wer macht denn gerade in allen Zeitungen von sich reden, was die Aufklärung kapitaler Verbrechen anbelangt? Nicht jeder kann von sich behaupten, einen veritablen Serienmörder zur Strecke gebracht zu haben. Aber für Mord und Totschlag hegen Sie ja von jeher ein großes Interesse. Schon Ihre Doktorarbeit über den Gentleman-Detektiv in der Kriminalliteratur ist ein Beweis für diese Leidenschaft.«

»Zu viel der Ehre«, wehrte Beaufort ab, »ich habe nur ein paar Nachforschungen angestellt und ein paar richtige Schlüsse daraus gezogen. Und was den Serienkiller anbelangt, war es eher so, dass nicht ich ihn, sondern er mich am Wickel hatte. Ich versichere Ihnen: Das war keine angenehme Erfahrung.«

»Bescheiden wie eh und je.« Harsdörffer klopfte Beaufort munter auf die Schulter, wobei er sich ganz schön strecken musste. »Aber kommen Sie, Sie beide müssen unbedingt das *Storchenbier* probieren, bevor Sie sich unter die Gäste mischen.«

Der Professor zapfte persönlich je eine Halbe für die Neankömmlinge. Als er Beaufort den Krug reichte und der sich

ein wenig hinabbeugte, um das Bier mit einer angedeuteten Verbeugung in Empfang zu nehmen, flüsterte Harsdörffer ihm ernst zu: »Wenn sich die Reihen hier gelichtet haben, erwarte ich Sie in meiner Bibliothek zu einem Vieraugengespräch. Ich brauche dringend Ihre Hilfe.« Doch schon im nächsten Augenblick wandte er sich fröhlich um und rief einem sauerköpfig dreinblickenden hageren Mann im grauen Anzug mit Fliege fidel zu: »Treten Sie näher, Professor Gäbelein. Lassen Sie sich diesen köstlichen Trunk nicht entgehen. Ein unfiltriertes helles Landbier. Streng gebraut nach dem Bayerischen Reinheitsgebot. Kaum zu glauben, welche phänomenale Geschmacksnuancen sich erzeugen lassen, wenn man lediglich Hopfen, Malz und Wasser zusammenfügt.«

Beaufort schaute seinem davontänzelnden Doktorvater hinterher. Harsdörffer hatte das Temperament eines Sanguinikers, der seine Feingeistigkeit gern hinter einer lärmenden Fassade versteckte. Doch er kannte ihn lange genug, um zu wissen, dass ihn ernsthafte Sorgen plagten mussten. Womöglich finanzieller Art? Seitdem Beaufort nach dem plötzlichen Tod seiner Eltern ein Spielwarenimperium geerbt und kurz darauf gewinnbringend verkauft hatte, galt er als einer der reichsten Junggesellen im Land. Vielleicht brauchte Harsdörffer einen Privatkredit? Oder hatte er gesundheitliche Probleme? Seine Gesichtsfarbe war mehr rot als rosig und ließ auf einen zu hohen Blutdruck schließen. Was immer es war, bald würde er schlauer sein. Er prostete Daniel zu, der ihn etwas scheel von der Seite anschaute. Brach da gerade wieder die alte Eifersucht durch? Er und Daniel hatten zur selben Zeit beim Professor ihre Doktorarbeit geschrieben, aber Harsdörffer hatte schon immer ein besonderes Faible für Beaufort gehabt und ihn stets bevorzugt. Während ihm die Dinge, die ihn interessierten, zuzufallen schienen und er mitunter sogar Anfälle von Brillanz zeigte, musste sich Kempf alles hart erarbeiten. Seit Jahren hangelte er sich von Assistentenstelle zu

Assistentenstelle, ohne dabei seine Habilitation zu beenden. Wenigstens war Daniel der bessere Fechter.

In den folgenden beiden Stunden führte Beaufort angeregte Gespräche mit einer Professorin für Neurochirurgie, einem koreanischen Austauschstudenten, dem Leiter der Antikensammlung, einem ständig Witze reißennden Theologen und zwei äußerst attraktiven Buchwissenschaftlerinnen. Und weil er sich blendend amüsierte und es ein so wunderschöner lauer Sommerabend war, vergaß er für heute mal die guten Vorsätze und trank noch zwei Halbe von dem süffigen Bier.

\*

Als die meisten Gäste gegangen waren und nur noch ein harter Kern von sechs Leuten eifrig die neuen Reformen des Hochschulpräsidenten diskutierte, trat der Hausherr an Beaufort heran. »Ich denke, wir können uns jetzt in die Bibliothek zurückziehen. Danke, dass Sie so lange ausgehalten haben.«

»Nicht doch. Ich habe mich ausgezeichnet unterhalten. Es war ohne Frage ein schweres Versäumnis von mir, Ihrem legendären Jour fixe so lange ferngeblieben zu sein. Ich verspreche, Ihnen in Zukunft wieder häufiger die Aufwartung zu machen.« Beaufort konnte sich nicht erklären, warum er in Gegenwart des Professors immer dessen geschraubten Jargon annahm.

»Ich baue darauf. Sie sind stets ein gern gesehener Gast in meinem Hause. Das wissen Sie ja.«

Durch eine schwere Eichentür, die Harsdörffer sorgfältig wieder hinter ihnen schloss, betraten sie die Privatbibliothek. Es war eine richtige Gelehrtenstube mit meterhohen Bücherwänden rundum, einem großen Schreibtisch und zwei dunkelgrünen Ledersesseln, in denen sie Platz nahmen. Während der Professor seinem Besucher einen alten französischen Cognac aufnötigte und die beiden Gläser einschenkte, schaute Beaufort sich eifrig um.

»Ihre Bibliothek ist um einiges gewachsen seit meinem letzten Besuch«, stellte er anerkennend fest.

»Ihre doch gewiss auch. Unter all meinen Studenten waren Sie immer der größte Büchernarr. Ich kann mir gut vorstellen, dass Sie meine Sammlung mittlerweile übertroffen haben.«

»Wie sollte mir das je gelingen?«, entgegnete Beaufort liebenswürdig. Doch war das eine höfliche Heuchelei. Beauforts Bibliothek war mittlerweile nicht nur doppelt so groß, sie beherbergte auch exquisite Schmuckstücke, die hier nicht zu finden waren. Aber er konnte seinem alten Lehrmeister, der ihn in die Kunst der Bibliophilie eingeführt hatte, ja schlecht gestehen, dass er ihn schon längst überflügelt hatte.

»Sie sind ein charmanter Schwindler, Beaufort. Ich bin mir sicher, dass Ihre Bibliothek quantitativ und qualitativ die meine bei Weitem überragt. Schließlich haben Sie nicht nur das Interesse und die Fähigkeiten, sondern auch die nötigen finanziellen Mittel zum Aufbau einer einzigartigen Sammlung.« Er erhob sein Glas. »Auf die Bücher und ihre verständigen Leser.«

Beaufort trank einen Schluck des erlesenen Cognacs, der ihm sanft in der Kehle brannte. Also daher wehte der Wind. Harsdörffer musste wirklich Geldsorgen haben. Warum kam er sonst auf Beauforts Reichtum zu sprechen? Der Erhalt dieses alten Hauses verschlang bestimmt Unsummen. Vielleicht wollte der Professor ihm ja sogar einen Teil seiner Bibliothek zum Kauf anbieten? Das sah doch nach einer vielversprechenden Unterredung aus, fand er.

»Womit wir auch schon beim Thema wären. Ich benötige nämlich Ihre Hilfe in einer äußerst delikaten Bücherangelegenheit, die natürlich unter uns bleiben muss. Kann ich mich auf Ihr Stillschweigen verlassen?«

»Diskretion ist mein zweiter Vorname«, beteuerte Beaufort. Gleich würde er ihm ein Kaufangebot vorlegen, da war er sich sicher. Schon überschlug er den Preis, den er für die

Bücher zu zahlen bereit war, die ihn hier am meisten interessierten.

»Wahrscheinlich ahnen Sie es längst: Ich bedarf Ihres kriminalistischen Spürsinns.«

»Ach, wirklich?« Beaufort war konsterniert. Harsdörffers Bücher, die er in seiner Sammelgier schon im Geiste um sich gestapelt hatte, schwebten wieder in ihre Regale zurück.

»Wie Sie ja wissen, leite ich seit Jahren die Handschriftenabteilung der Universitätsbibliothek. Eine echte Schatzkammer voller mittelalterlicher Manuskripte, unersetzlicher Inkunabeln, einmaliger Zeichnungen und wertvoller Grafiken. Da wir die menschlichen Schwächen natürlich kennen und wissen, dass solche Kostbarkeiten unerlaubte Begehrlichkeiten wecken können, haben wir eine Reihe von Sicherheitsvorkehrungen getroffen. Die Handschriftenabteilung ist bestens geschützt. Aber dennoch ist es einem unbekanntem Subjekt gelungen, in das Innerste einzudringen.« Harsdörffer schlug ärgerlich mit der Hand auf die Sessellehne. »Wir werden bestohlen!«

»Wie ist das möglich?« Beaufort wusste noch aus Studienzeiten, dass sich dort jeder Besucher anmelden und registrieren musste, mit den für seine Arbeit benötigten Preziosen im Lesesaal quasi eingeschlossen wurde, die ganze Zeit über unter Beobachtung stand und seine Taschen durchsuchen lassen musste, ehe er wieder ging. Es war nahezu aussichtslos, auch nur das kleinste Blättchen hinausschmuggeln zu wollen.

»Wenn wir das bloß wüssten! Wir haben plötzlich unerklärliche Lücken im Bestand und keine Ahnung, wie die Bücher hinausgelangt sind.«

»In der Kriminalliteratur nennt man das Locked-Room-Mystery, das Geheimnis des verschlossenen Raumes«, dozierte Beaufort. »Wenn man genauer nachforscht, war der Raum, in dem ein Mord geschah oder aus dem, wie in diesem Fall, etwas entwendet wurde, meist so geschlossen dann doch nicht. Was sagt denn die Polizei dazu?«

»Die haben wir noch nicht informiert. Es wäre hochpeinlich für die Universitätsbibliothek, wenn dieser Vorfall an die Öffentlichkeit dringen würde«, antwortete Harsdörffer erregt. »Wir haben uns erst vor ein paar Wochen zum Gespött gemacht, als eines unserer Magazine bei einem Wolkenbruch voll Wasser lief und Tausende Bücher beschädigt wurden. Wenn die neue Leiterin der UB, Hildegard Krüger-Fernandez, die Bücher nicht sofort hätte einfrieren lassen, wären sie unweigerlich verloren gewesen. Trotzdem haben wir natürlich eine beschämende Rüge vom Kultusministerium kassiert.«

Beaufort erinnerte sich, darüber sogar einen Bericht in der Tagesschau gesehen zu haben. Die tiefgefrorenen Bücher wurden nach und nach zu einem Kaffeeröster nach Bremen geschickt, wo sie von Mitarbeitern nach Feierabend gefriergetrocknet wurden. Danach erst konnten sie restauriert werden. Bestimmt eine kostenintensive Rettungsaktion.

»Das glaube ich auch, dass es dem Ansehen der Universität empfindlich schadet, wenn das bekannt wird«, bestätigte Beaufort. Aber mehr noch würde wohl die Reputation Harsdörffers leiden, fügte er im Stillen hinzu. Sein einstiger Mentor war wirklich in einer unangenehmen Lage.

»Ich wusste, dass Sie unser Problem verstehen würden.« Der Professor wirkte erleichtert.

»Was wollen Sie also in der Sache unternehmen, wenn Sie die Polizei nicht einschalten können?«

»Was für eine Frage? Ich baue darauf, dass *Sie* uns helfen, den Dieb zu fassen und die gestohlenen Bücher wiederzubeschaffen! Mit Hildegard habe ich schon alles besprochen. Sie kennen sich in der Materie bestens aus, verfügen über kriminalistischen Sachverstand und sind darüber hinaus taktvoll und verschwiegen.«

Beaufort hätte sich gut noch weitere Komplimente anhören können, doch in diesem Moment polterten die verbliebenen Gäste ins Zimmer, allen voran der sichtlich angeheiterte

Professor Gäbelein mit losgebundener Fliege und offenem Hemdkragen. »Hier stecken Sie also! Wir haben Sie schon überall gesucht.« Und ehe Harsdörffer sich's versah, machte sich die Gruppe lärmend über seine Cognacvorräte her.

»Wenn ich auf Sie zählen kann, kommen Sie morgen in mein Büro«, raunte sein Doktorvater ihm leise in dem Tumult zu. »Dann weihe ich Sie in die Details ein.«

Beaufort machte eine höfliche Verbeugung. »Selbstverständlich können Sie mit mir rechnen. Ich werde da sein.«

\*

*»Warum melden Sie sich bei mir? Sie haben sich seit zwanzig Jahren nicht mehr gerührt.«*

*»Was glauben Sie denn? Weil wir einen guten Grund haben natürlich.«*

*»Ich hätte nicht gedacht, dass es Sie überhaupt noch gibt.«*

*»Uns wird es immer geben.«*

*»Was wollen Sie von mir?«*

*»Jemand war im Archiv. Und er wollte Ihre Akte.«*

*»Das ist nicht möglich!«*

*»Das haben wir auch geglaubt, doch es ist Fakt.«*

*»Oh, mein Gott! Hat er sie bekommen?«*

*»Leider ja.«*

*»Wann war das?«*

*»Gestern.«*

*»Sie müssen dringend etwas unternehmen.«*

*»Nein, SIE müssen etwas unternehmen. Ende.«*

## 2. Allez – Mittwoch, 13. Juli

Der Morgenhimmel über der Nürnberger Altstadt leuchtete im schönsten Azurblau. Nicht ein Wölkchen beeinträchtigte den satten monochromen Farbeindruck. Beaufort riss die Küchenfenster seiner Penthauswohnung auf und ließ die sommerliche Luft hinein. Für halb neun in der Früh war es schon richtig warm. Copacabana-Feeling in Franken. Er legte Coleman Hawkins' *Desafinado*-Album auf, drehte die Lautstärke hoch und hatte gleich noch bessere Laune. Wenn Hawkins sein Tenorsaxofon zärtlich singen ließ und wie nebenbei Jazz-Sambas und Bossa novas spielte, spürte Beaufort die erträgliche Leichtigkeit des Seins. Er tänzelte im Samba-Rhythmus durch die Küche, presste Orangen aus, kochte Kaffee, schäumte Milch auf, portionierte ein kleines Stückchen Butter in ein silbernes Schälchen, legte zwei dünne Knäckebröte in den Korb, dekorierte eine Scheibe Serranoschinken und einige Cornichons auf einen Teller, wählte aus seinem reichhaltigen Angebot an Frühstückskonfitüren ein Glas Marillenmarmelade aus und wollte sich gerade auf den Weg ins Erdgeschoss zum Briefkasten machen, als es an der Wohnungstür läutete. Im Spion erblickte er das resolute Gesicht seiner Haushälterin und öffnete ihr mit großer Geste.

»Guten Morgen, Frau Seidl, nur immer herein in die gute Stube. Was führt Sie so früh schon zu mir?«

»Ich habe Ihnen Brötchen und Ihre Zeitungen mitgebracht. Und ein Glas Kirschmarmelade. Die hab ich frisch eingekocht. Die Kirschen sind von meinem Bruder aus der Fränkischen Schweiz«, sagte sie beim Eintreten.

»Wie aufmerksam von Ihnen. Aber woher wussten Sie, dass ich schon wach bin? Als jemand, der halbe Nächte in seiner Bibliothek zubringt, um den Abenteuern des Geistes zu folgen, neige ich ja, wie Ihnen bekannt ist, dazu, morgens etwas

länger zu schlafen.« Irgendwie übte seine gestrige Begegnung mit Harsdörffer einen unheilsamen Einfluss auf seine Sprechweise aus, stellte Beaufort selbstkritisch fest. So langsam sollte er mal wieder anfangen, normal zu reden.

»Es ist nicht zu überhören, dass Sie schon auf sind. Sie beschallen mit Ihrer Musik ja unser ganzes Haus. Ich hab's schon unten vor der Haustür gehört, als ich grad vom Bäcker zurückgekommen bin.«

»Oh, tut mir leid.« Sofort flitzte er zur Stereoanlage und drehte die Musik leiser. »Da sind wohl meine Sommergefühle mit mir durchgegangen«, entschuldigte er sich beim Zurückkommen. »Ich bin gerade beim Frühstückmachen. Kann ich Ihnen einen Kaffee anbieten? Oder einen frisch gepressten Orangensaft?«

Letzteren nahm die Haushälterin gerne an, aber nur, wenn sie ihn selbst auspressen durfte. Frau Seidl war bereits bei Beauforts Eltern beschäftigt gewesen und kannte ihn, seitdem er ein kleiner Junge war. Ihre Lebensaufgabe schien hauptsächlich darin zu bestehen, ihren Dienstherrn nach Strich und Faden zu verwöhnen. Beaufort ließ sich das in der Regel gerne gefallen, nur manchmal ging ihm ihre Bemutterung ein wenig zu weit.

»Ach, Frau Seidl«, sagte er dezent vorwurfsvoll, als sie ihm den Brotkorb auf den Tisch stellte, aus dem sie das Knäckebrot entfernt hatte, »das sind ja schon wieder drei Brötchen. Sie wissen doch, dass ich momentan nur eines frühstücke. Am Ende landen die beiden übrig gebliebenen wieder im Mülleimer. Und Brot wegzuworfen, behagt mir gar nicht.«

»Das ehrt Sie. Das haben Sie von Ihrer Mutter selig, gell? Die brachte es auch nicht übers Herz, Lebensmittel wegzuschmeißen. Aber warum essen Sie die Brötchen nicht einfach auf? Sie frühstücken doch sonst auch meistens drei.«

»Weil ich in letzter Zeit gewichtsmäßig ganz schön zugelegt habe und ich nicht will, dass das so weitergeht.«

»Sie müssen doch morgens gescheit essen. Wie der Volksmund schon sagt: morgens wie ein Kaiser, mittags wie ein König und abends wie ein Bettelmann.«

»Nur, wenn es nach Ihnen ginge, würde ich dreimal am Tag wie ein Kaiser speisen, bis die Hose platzt.«

»Ein Mann ohne Bauch ist wie ein Himmel ohne Sterne«, fegte sie seinen Einwand beiseite. »Außerdem haben Sie doch schon genug abgenommen. Sie wollen doch nicht so ein dünnes Grischberl werden wie die Models im Fernsehen da bei dieser Heidi Klum.«

»Liebe Frau Seidl, Sie sind ganz gewiss der einzige Mensch auf der Welt, der mich für magersuchtgefährdet hält«, stellte Beaufort halb gerührt, halb spöttisch fest. »Also mir fallen da gleich ein Dutzend Laster und Leidenschaften ein, denen ich schutzloser ausgeliefert bin.«

»Aber es ist doch wahr«, maulte Frau Seidl, »seitdem Sie auf Diät sind, macht es überhaupt keinen Spaß mehr, für Sie zu kochen. Immer nur Salat mit Thai-Hähnchenbrust oder Jakobsmuscheln auf Wildreis und lauter so neumodischen Schmarrn. Sie müssen doch auch mal wieder einen Schweinsbraten mit Klößen essen oder Saure Nierla oder Biergulasch mit Spätzle. Das ist doch keine ausgewogene Ernährung, wenn Sie auf die fränkische Küche verzichten.«

Beaufort lachte seine Haushälterin vergnügt an. »Sie sind ein Schatz, aber hören Sie bitte auf, mir die fränkische Speisekarte aufzuzählen. Da bekomme ich ja sofort Appetit auf was Deftiges. Jetzt ziehen Sie nicht so ein Gesicht. Sie haben mich ja schon überzeugt. Ab und zu sollte ich mir auch solche Sachen mal wieder gönnen. Wissen Sie, worauf ich am meisten Lust habe? Auf Ihre berühmten Krenrouladen. Anne hat heute Spätdienst in der Redaktion und wollte so gegen 8.00 Uhr zum Abendessen vorbeikommen. Was halten Sie davon, wenn wir auf die Rohkostplatte verzichten?«

Auf dem Gesicht der Haushälterin machte sich ein glückliches Lächeln breit. »So gefallen Sie mir wieder.« Schon war

sie im Geiste mit den Vorbereitungen beschäftigt. »Karotten und Äpfel hab ich noch da für die Beilage. Aber frischen Porree muss ich gleich auf dem Markt besorgen. Und Meerrettich. Und natürlich die Rindsrouladen.« Frau Seidl erhob sich geschäftig. »Zum Nachtschisch mache ich Ihnen dann eine Fränkische Kirschtorte. Frische Kirschen hab ich nämlich auch noch übrig.« Sie eilte Richtung Wohnungstür.

»Ist das etwa die Torte mit Marzipan, Schlagsahne und Schokoglasur?«, rief Beaufort ihr besorgt hinterher.

»Ja, aber die ist ganz leicht«, antwortete Frau Seidl und zog schnell die Tür hinter sich zu, ehe ihr Arbeitgeber die Dessertpläne durchkreuzen konnte.

Kopfschüttelnd angelte sich Beaufort ein Brötchen aus dem Korb. Erst als er es bereits durchgeschnitten hatte, bemerkte er, dass es schon sein zweites war. Mit einem Seufzer des Entsagens legte er es wieder zurück. Wenn er durchhielt und bis zum Abend nichts mehr aß, durfte er sich Frau Seidls Aufbaukost ohne Gewissensbisse einverleiben. Denn kochen und backen konnte seine Perle wirklich gut – vorausgesetzt, es handelte sich um die regionale Küche.

\*

Der Himmel über Erlangen erstrahlte genauso blau wie der über Nürnberg – die Städte lagen ja auch keine zwanzig Kilometer auseinander –, doch als Beaufort in der Universitätsstraße aus dem Taxi stieg, hatte seine gute Laune einen merklichen Dämpfer erhalten. Sein Fahrer war ein richtiger Grantler gewesen, der die ganze Zeit über herumgemurrt hatte, über das zu heiße Wetter, die hohen Spritpreise, die unfähige Nürnberger Stadtverwaltung, die Baustellen auf dem Frankenschnellweg und die vielen Einbahnstraßen in Erlangen. Dazwischen hatte er immer mal wieder zarte Ansätze zu einem Gespräch mit seinem Fahrgast erkennen lassen, als wollte er sagen:

Eigentlich bin ich ganz anders, ich komme nur so selten dazu. Doch selbst wenn Beaufort Lust gehabt hätte, darauf einzugehen, wäre seine Antwort bereits in der nächsten Klagearie des Taxlers untergegangen, die genau genommen mehr eine Art lamentierender Sprechgesang war. Das war eine Grundgemütslage, die seiner eigenen diametral gegenüberstand und die er verabscheute. Aber lange konnte ihn das stimmungsmäßig nicht beeinträchtigen angesichts des warmen Sonnenscheins auf seiner Haut, des reizenden Rauschens der Bäume vorm Kollegienhaus und des anmutigen Vogelgezwitschers, das sich mit den Stimmen der Studierenden mischte, die zu ihren Vorlesungen strömten. Beaufort mochte diese mit hunderttausend Einwohnern gar nicht so kleine Universitätsstadt, in der jeder Fünfte ein Student war und in der er selbst einen Teil seiner Hochschulausbildung absolviert hatte. Mit ihren am Reißbrett entstandenen, rechtwinklig angeordneten Straßen war Erlangen zwar lange nicht so anheimelnd wie die schmutzige barocke Universitätsstadt Bamberg in der Nachbarschaft. Doch Beaufort gab protestantischer Geradlinigkeit gegenüber katholischen Schnörkeln den Vorzug. Schließlich waren es auch seine eigenen Vorfahren gewesen, in ihrer Heimat verfolgte französische Hugenotten, die diese Stadt mitaufgebaut und geprägt hatten. Diese nostalgische, weltanschauliche und patriotische, also gleich dreifach begründete Sympathie machte ihn aber nicht blind für die Widersprüche hier. Um die zu bemerken, brauchte er bloß einen Blick über die Straße zu werfen. Dort befanden sich rechts die alte Universitätsbibliothek und links der doppelt so große Neubau. Gegensätzlicher konnten Gebäude, die demselben Zweck dienten, kaum sein. Die alte UB war ein repräsentatives Jugendstilbauwerk aus dem Jahr 1913 mit Sandsteinsockel, Säulenportal und wildem Wein an der Fassade. Die neue UB, sechzig Jahre später erbaut, war dagegen ein klobiger Betonkasten, der dem Architekten in seinem öden Grau wohl so eintönig vorgekommen

sein musste, dass er den Farbkasten auspacken und sämtlichen Fenstern einen metallisch roten Anstrich verpassen ließ. Dergleichen Bausünden aus den Siebzigern gab es noch mehrere in Erlangen – die schlimmste war wohl das Rathaus-Hochhaus. Empfindliche Erektionsstörungen für denjenigen, der dieser Stadt den hässlichen Beton-Phallus aufgepflanzt hatte, wären in Beauforts Augen eine gerechte Strafe gewesen. Glücklicherweise war dieser von seinem momentanen Standpunkt aus nicht zu sehen, ihm reichte auch schon der Anblick des Bibliotheks-Ungetüms hier. Das war kein Tempel des Geistes wie rechts, sondern höchstens eine Verwahranstalt des Wissens. Allerdings wurde sie, im Gegensatz zu dem altertümlichen Bauwerk nebenan, von zahlreichen Studenten frequentiert. Denn dort lag in Magazinen etwa die Hälfte der fünf Millionen Bücher zum Studium bereit, die die Friedrich-Alexander-Universität besaß. Die andere Hälfte verteilte sich auf die verschiedenen Fachinstitute in Erlangen und Nürnberg. Der schöne Altbau war der Universitätsverwaltung und der Handschriftenabteilung vorbehalten. Hier ruhten die wichtigsten und edelsten Schätze der Bibliothek.

Beaufort betrat das Gebäude durch die dunkle Holztür, deren ovale Fenster mit schmiedeeisernen Pflanzenranken vergittert waren. Er ging durch die eindrucksvolle Vorhalle, in der hellbrauner Marmor und eine zartgrüne Kassettendecke dominierten, die große Freitreppe hinauf, bewunderte im ersten Stockwerk die riesige Scheibenfront, deren kleine Bleiglasfensterchen farbige florale Elemente aufwiesen, und blieb schließlich in der zweiten Etage vor dem Handschriftenlesesaal stehen. Dort schellte er, kurz darauf wurde die verschlossene Tür geöffnet, und eine junge Bibliotheksmitarbeiterin mit blondem Pferdeschwanz fragte nach seinem Anliegen. Als er seinen Namen nannte und ihr sagte, dass Professor Harsdörffer ihn erwarte, führte sie ihn durch den Lesesaal zu dessen Büro. An den Tischen saßen zwei Personen bei der Arbeit.

Eine Studentin las in einem alten Folianten und tippte ab und zu etwas in ihren Laptop, und ein älterer Herr, der weiße Handschuhe trug, verglich intensiv zwei grafische Blätter, über die er sich mit einer Lupe beugte.

»Mein lieber Beaufort«, begrüßte ihn der Professor munter und öffnete die Arme, als wolle er seinen ehemaligen Schützling an die Brust drücken, »wie schön, Sie hier zu sehen. Obwohl ich gar nicht so früh mit Ihnen gerechnet habe. Ich erwarte in Kürze noch einen Besucher. Aber nehmen Sie doch Platz.« Er räumte einen Bücherstapel von dem einzigen Besucherstuhl und versuchte, dafür auf dem übervollen Arbeitstisch noch einen freien Platz zu finden. »Sie haben sich lange nicht mehr in diesen heiligen Hallen blicken lassen.«

»Ich fürchte, da haben Sie recht, Professor. Das letzte Mal dürfte fast zehn Jahre her sein. Damals habe ich hier für einen Aufsatz die Schedelsche Weltchronik studiert. Mittlerweile besitze ich selber ein Exemplar.« Er setzte sich.

»Was Sie nicht sagen! Wo haben Sie es bekommen? Ist es die deutsche oder die lateinische Ausgabe? Und verraten Sie mir, was Sie dafür anlegen mussten?«

Beaufort musste über seinen Eifer lächeln. Tatsächlich war es nicht leicht gewesen, dieses bedeutendste aller je in Nürnberg gedruckten Werke aus den Anfängen der Buchdruckerkunst aufzustoßern und zu erwerben. »Es ist eine lateinische Ausgabe, die Illustrationen sind leider nicht handkoloriert, und der Zustand ist nach über fünfhundert Jahren etwas angegriffen. Doch das Exemplar ist noch komplett und recht ansehnlich. Ersteigert habe ich es auf einer Auktion in Paris. Und für das Geld hätte ich mir einen hübschen kleinen Sportwagen kaufen können. Da ich jedoch nicht Autofahren kann, wohl aber lateinische Texte lesen, fiel mir die Entscheidung nicht schwer. Ich hoffe, Ihre beiden Weltchroniken hier befinden sich ungefährdet im Archiv und sind dem Bücherdieb noch nicht in die Hände gefallen?«

»Malen Sie nicht den Teufel an die Wand, Beaufort! Die liegen gut behütet in unserem Tresorraum, zu dem neben mir nur noch zwei weitere Personen einen Schlüssel haben. Daraus kann nichts verschwinden.«

»Sind Sie sicher? Haben Sie schon eine Bestandsaufnahme gemacht?«

»Unsere Papyri und die mittelalterlichen Handschriften sind alle noch da, davon habe ich mich persönlich überzeugt. Unsere Inkunabeln, also die Bücher und Flugblätter aus Gutenbergs Zeit, die noch vor 1500 gedruckt wurden, konnte ich allerdings nur in Stichproben überprüfen. Das sind immerhin über zweitausend.«

»Und was ist mit den berühmten Zeichnungen? Dem Selbstporträt von Dürer etwa? Oder dem von Grünewald?«

»Natürlich sind die noch da. Wo denken Sie hin?«

»Und die vielen Gold- und Silbermünzen, die Sie haben? Das muss doch ein riesiger Schatz sein?«

»Wir haben über zwanzigtausend Münzen und Medaillen. Wer soll die alle durchgehen? Dazu wäre eine wochenlange Inventur notwendig. Aber ich habe Ihnen ja bereits erklärt: Der Tresor ist absolut sicher. Selbst ein Feuer oder ein Flugzeugabsturz würde dem Raum kaum etwas anhaben können.« Harsdörffer war die Anspannung trotzdem anzumerken. Noch hatte er selbst nicht Platz genommen, sondern war während des kurzen Dialogs in dem kleinen Büro auf- und abgegangen.

»Wie steht es mit dem Lesesaal? Ist da etwas gestohlen worden? Immerhin herrscht dort Publikumsverkehr. Und ein gewiefter Bücherdieb findet vielleicht die Möglichkeit, doch etwas rauszuschmuggeln.«

»Es fehlen tatsächlich zwei wertvolle Bücher aus den Regalen. Eine alte Bibel und peinlicherweise der Heister«, räumte Harsdörffer zerknirscht ein.

»Der Heister?«

»Lorenz Heister hat 1718 das erste deutsche Grundlagenwerk der Chirurgie geschrieben. Er war damals ein hochberühmter Mediziner, der an der Universität in Altdorf lehrte. Ihnen brauche ich ja nicht zu erklären, dass das fast zweihundert Jahre lang Nürnbergs Hochschulstandort war, bis Franken dem Königreich Bayern zugeschlagen wurde. Der bayerrische König ließ die Universität in Altdorf 1809 schließen, doch unsere Hochschule hat fast die gesamte Bibliothek übernehmen können. Darunter auch diesen Heister. Es war sein persönliches Arbeitsexemplar mit zahlreichen eigenhändigen Anmerkungen. Praktisch ein Unikat.«

Beaufort wiegte bedächtig den Kopf. »Das Buch dürfte einiges wert sein. Ich nehme an, als Lehrbuch enthält es auch Kupferstiche? An so etwas sind Bücherdiebe ja häufig interessiert. Die werden dann einfach rausgeschnitten und einzeln verkauft.«

»Ja, aber es ist nicht gerade die Art von dekorativen alten Stichen, die man sich an die Wand hängt. Es sei denn, man hat eine Vorliebe dafür zu sehen, wie Zehen mit Hammer und Meißel amputiert werden und dergleichen mehr.« Harsdörffer schnaubte.

»Da schüttelt es einen ja schon beim bloßen Gedanken daran. Ist das Buch in letzter Zeit ausgeliehen worden? An einen Mediziner vielleicht? Das wäre immerhin eine Spur.«

»Ausleihen im Sinne von Mit-nach-Hause-Nehmen ist hier ja sowieso nicht möglich. Man darf die alten Bücher nur im Lesesaal benutzen. Aber das ist ja gerade das Verwunderliche: Der Heister ist zuletzt vor acht Jahren herausgegeben worden. Ich habe keine Ahnung, wer ein solches Interesse daran hatte, dass er es hat mitgehen lassen. Und erst recht nicht, wie er es angestellt hat. Unsere Sicherheitsvorkehrungen hier sind außerordentlich hoch, wie Sie sich denken können.«

»Aber trotzdem wurde es gestohlen. Irgendwie muss das ja gelungen sein. Wie schützen Sie die Bücher konkret?«

»Kommen Sie mit an die Tür. Dann zeige ich es Ihnen von dort aus. Ich kann schlecht im Lesesaal darüber sprechen, solange noch Benutzer da sind.«

Beaufort erhob sich, und der Professor öffnete die Bürotür. Gemeinsam blieben sie in der Türschwelle stehen und blickten in den langgezogenen Raum mit prallgefüllten Buchregalen. An der Vorderseite, gleich neben der Eingangstür, arbeitete die Bibliotheksmitarbeiterin, die Beaufort eingelassen hatte, an einem PC, doch schaute sie immer wieder auf, um die beiden Benutzer im Auge zu behalten. Am Ende des Saals, im Rücken der beiden, saß ebenfalls ein Mitarbeiter der Abteilung auf Beobachtungsposten. Es war mucksmäuschenstill, nur ab und zu hörte man das Umblättern in einem Buch, das Kratzen eines Bleistifts auf Papier, das Knacken eines Stuhls oder das leise Klackern der Computertastatur.

Harsdörffer begann seine Erläuterungen flüsternd, weshalb Beaufort sich zu ihm hinabbeugen musste, um ihn besser zu verstehen. »Dieser Raum ist alarmgesichert. Auch hier gibt es nur drei Schlüssel und drei Leute, die die Zahlenkombination kennen. Sollte jemand versuchen, von außen durch die Fenster oder die Tür einzudringen, löst das sofort Alarm bei der Polizei aus – wir haben eine Direktschaltung eingerichtet. Es ist hier also völlig unmöglich einzubrechen. Noch bevor man richtig drin ist, holt einen die Polizei schon wieder heraus.« »Und was tun Sie gegen Bücher liebende Besucher, die ganz legal durch die Tür kommen und der Überzeugung sind, dass das kleine Brevier oder der hübsche Kupferstich in ihren Händen besser aufgehoben ist, als hier im Archiv zu vermodern?« Auch Frank sprach leise.

»Sie wollen mich doch nicht etwa provozieren, mein lieber Beaufort? Bei uns vermodert nichts. Wir sorgen ja gerade dafür, dass diese Schätze der Kunst und Wissenschaft noch viele Jahrhunderte erhalten bleiben. Ich hoffe doch sehr, dass einer meiner Nachfolger irgendwann einmal auch Ihre Sammlung in Empfang nehmen darf, um sie zu bewahren.«

An dieses Thema zu denken, war Beaufort äußerst unangenehm. Welcher Mensch – und insbesondere welcher Sammler – machte sich schon gern Gedanken über den eigenen Tod? Als Kustos, als Bewahrer und Wächter einer Sammlung, rechnete der Professor da natürlich in ganz anderen Zeiträumen.

»Da müssten Sie mich aber zuerst davon überzeugen, dass diese Bibliothek auch wirklich sicher ist für meine Kostbarkeiten. Können Sie das?«

Harsdörffer zögerte mit seiner Antwort. »Bis letzte Woche hätte ich das noch mit einem rückhaltlosen Ja beantwortet. Ich hoffe sehr darauf, dass Sie mir helfen, diesen Zustand wiederherzustellen. Wir tun wirklich alles, damit nichts gestohlen wird. Besucher müssen sich anmelden und ihr Forschungsanliegen darlegen. Die Taschen müssen abgegeben, Mäntel und Jacken abgelegt und selbst weite Pullover ausgezogen werden. Wie Sie sehen, sitzt sowohl hier vorn als auch da hinten je eine Aufsicht. Jeder, der den Raum betreten oder verlassen will, kann das nur, wenn ihn einer meiner Mitarbeiter hinein- oder hinauslässt. Und glauben Sie mir, die haben einen Blick für ihre Pappenheimer.«

»Wir sind wirklich gerade eingeschlossen?«

»Natürlich. Hier im Altbau lagern Werte im vielfachen Millionenbereich. Mit denen muss auch der Nutzer sorgsam umgehen. Es darf nur mit Bleistift geschrieben werden, Tinte und Kugelschreiber kommen mir hier nicht herein. Beim Umgang mit mittelalterlichen Handschriften und Inkunabeln müssen Handschuhe getragen werden. Bei der Grafik selbstverständlich auch. Und dann zählen wir die Blätter und Münzen natürlich nach, die wir ausgeben – vorher und nachher. Deshalb ist es mir ja auch unerklärlich, wie die Bücher hier hinausgelangen konnten.«

»Was ist mit Ihren Mitarbeitern?«

»Für die verbürge ich mich.« Der Professor blickte auf seine Uhr. »Mein Besucher müsste jeden Moment hier sein.«

Er schloss die Bürotür zum Lesesaal und räusperte sich. »So, jetzt können wir mit dem Flüstern wieder aufhören.«

»Sind eigentlich nur diese beiden Bücher gestohlen worden?«

»Nein, leider wesentlich mehr. Die meisten sind aus anderen, nicht ganz so streng bewachten Magazinen verschwunden, zu denen das Publikum aber selbstverständlich keinen Zugang hat. Bislang haben wir etwa zwanzig unerklärliche Abgänge unter den wertvollen Titeln registriert.«

»Bislang? Sie rechnen damit, dass es noch mehr werden könnten?«

»Das ist nicht auszuschließen. Wir können unmöglich alle zweieinhalb Millionen Bücher hier kontrollieren. Bei manchen Exemplaren wird es uns wohl erst auffallen, wenn sie wieder jemand ausleihen will und sie dann nicht mehr da sind.«

»Und welche Titel wurden gestohlen? Gibt es einen inhaltlichen Zusammenhang?«

»Mir ist keiner aufgefallen. Das Spektrum reicht von historischen naturkundlichen Büchern wie dem Heister über kunstgeschichtliche Bände und philosophische Werke bis hin zur schönen Literatur. Das älteste Buch ist fast fünfhundert Jahre alt, das jüngste ist eine Erstausgabe von Franz Kafka aus den Zwanzigerjahren. Und Sie wissen ja selbst, was die wert sind.«

Ein leises Klingeln kündigte einen neuen Gast im Lesesaal an.

»Kann ich eine Liste der entwendeten Bücher bekommen? Außerdem möchte ich mir die Magazine genauer ansehen, aus denen sie verschwunden sind.«

»Ich werde gleich bei Frau Krüger-Fernandez anrufen und sie darum bitten, dass sie beides veranlasst.«

Noch bevor Harsdörffer sein Vorhaben in die Tat umsetzen konnte, führte die Bibliothekarin mit dem Pferdeschwanz den angekündigten Besucher herein. Es war ein Mann etwa

in Beauforts Alter, so um die Ende dreißig, aber kleiner und schmaler als er. Sein blasser Teint und Ringe unter den Augen ließen vermuten, dass er viel drinnen arbeitete und wenig schlief. Der Professor stellte die beiden einander vor.

»Das ist Dr. Beaufort, ein ehemaliger Student von mir. Er ist Vorsitzender der Fränkischen Bibliophilen, ein großer Buchkenner und neuerdings auch in der Aufklärung von Verbrechen aktiv. Vielleicht haben Sie davon in der Zeitung gelesen. Und das ist Dr. Schifferli, ein äußerst begabter Historiker. Er ist einer der beiden Kuratoren unserer großen Universitätsausstellung, die nächste Woche im Stadtmuseum eröffnet wird.«

Tom Schifferlis Lächeln war sympathisch und sein Händedruck überraschend fest.

»Was für eine Ausstellung?«, wollte Beaufort wissen.

»Sie heißt *Ausgepackt*. Darin präsentieren wir sämtliche Sammlungen der Friedrich-Alexander-Universität in interessanten Ausschnitten.« Sein Gegenüber sprach in einem Tonfall, der seinem Namen alle Ehre machte, der Schweizer Akzent war unüberhörbar.

»Sammlungen? Wird denn hier noch mehr gesammelt außer Büchern, Grafiken und Münzen?«

»Fast jedes Fachgebiet sammelt Dinge, die für Forschung und Lehre wichtig sind. Sammeln und Ordnen stehen quasi am Anfang einer jeden Wissenschaft. Wir zeigen Objekte des wissenschaftlichen Interesses, die hier teilweise seit Jahrhunderten gesammelt wurden.«

»Skelette und tote Föten in Formalin und solche Sachen?«

»Zum Beispiel. Die Universität besitzt eine hervorragende Anatomische und Pathologische Sammlung. Aber im Grunde erforschen Wissenschaftler fast alles: exotische Pflanzen, ausgestopfte Tiere, keltischen Bronzeschmuck, griechische Amphoren, Hammerklaviere, Mondkarten, Kopfjägerschwerter, Gesteinsproben, ja selbst Spickzettel von Schülern.«

Das klang faszinierend in Beauforts Ohren. Er hatte etwas übrig für alte, schöne oder kuriose Dinge, die eine Patina oder eine besondere Aura hatten und die Geschichten erzählen konnten. Als passionierter Buch- und Kunstsammler brachte er allen möglichen Sammlungen, die von Experten auf ihrem Gebiet zusammengetragen wurden, seinen Respekt und sein Interesse entgegen. Selbst Playmobilfiguren oder Kaffeesahnedeckelchen konnten einen gewissen Zauber entfalten. Das Sammeln und Jagen waren schließlich Urtriebe, die schon der Steinzeitmensch kannte. Diese Ausstellung würde er sich ganz bestimmt anschauen.

»Wir steuern unseren Anteil natürlich auch dazu bei«, schaltete Harsdörffer sich wieder ein. »Dr. Schifferli ist gekommen, um mit mir die endgültige Auswahl der Exponate zu bestimmen. Aber so ganz können wir uns immer noch nicht einigen.«

»Haben Sie es sich noch einmal überlegt mit dem St.-Gumbertus-Evangeliar?«, wollte der Ausstellungsmacher wissen.

»Auf gar keinen Fall! Das ist unsere wertvollste mittelalterliche Handschrift. Auch wenn die romanischen Illuminationen für das Publikum noch so schön anzuschauen wären. Allein aus konservatorischen Gründen kann ich Ihnen diese Bibel nicht geben. Die bleibt definitiv im Safe. Außerdem wissen Sie ja selbst, wie unzureichend die Sicherheitsvorkehrungen drüben im Stadtmuseum sind.«

»Wer sollte denn eine fünfundvierzig Kilogramm schwere Riesenbibel unbemerkt aus dem Museum schmuggeln? Die kann man sich ja schließlich nicht einfach unter den Arm klemmen.«

Doch Harsdörffer ließ sich nicht umstimmen.

»Bleiben Sie auch hart bei Dürers Selbstbildnis? Das wäre ein Prunkstück in der Ausstellung. Zumal die Wissenschaft ja bis heute darüber rätselt, ob der junge Dürer, als er sich mit trübsinnigem Blick und der Hand am Kopf zeichnete, ein

Sinnbild der Melancholie darstellen wollte oder doch einfach nur Zahnschmerzen hatte. Für Kunstgeschichtler eine beinahe so rätselhafte Frage wie die nach dem Lächeln der Mona Lisa.«

»Beim besten Willen nicht, Herr Dr. Schifferli. Dieses Unikat ist un-er-setz-lich!« Der Professor betonte jede Silbe und verschränkte ablehnend die Hände vor seiner Brust. »Abgesehen davon könnten Sie die Versicherungssumme dafür gar nicht aufbringen. Aber ich werde Ihnen in puncto Dürer entgegenkommen. Sie sollen wenigstens die Stiche erhalten, auf die Sie ein Auge geworfen haben.«

»Und was ist mit den Spitzweg-Zeichnungen, den Vorstudien zu seinem berühmten *Bücherwurm*-Gemälde? Und was mit den byzantinischen Goldmünzen?«, insistierte Schifferli, die Gunst der Stunde nutzend.

»Sollen Sie bekommen in Gottes Namen. Aber nur, weil Sie es sind und Sie so engagiert dem Ansehen der Wissenschaft dienen.«

Beaufort musste insgeheim schmunzeln. Harsdörffer war ein gastfreundlicher, großzügiger und jovialer Mensch, doch als Kustos benahm er sich manchmal wie ein Zerberus, der die ihm anvertrauten Schätze knurrend bewachte und in jedem Benutzer einen potenziellen Feind sah. Und so ganz Unrecht hatte er damit ja nicht, wie die aktuellen Vorfälle zeigten. Da Beaufort sich einen Überblick über die Schutzmaßnahmen in den Magazinen verschaffen wollte, durfte er den Professor und den Kurator auf ihrem Rundgang durch die Schatzkammern begleiten. Harsdörffer führte sie treppauf, treppab in zahlreiche Gänge, Hallen und Räume, mehrfach mit seinem stattlichen Schlüsselbund verschlossene Zugänge öffnend. Hinter dicken Panzertüren betrachteten sie uralte Handschriften auf Papyrus und Pergament, bewunderten altehrwürdige Gelehrten- und Adelsbibliotheken, musterten Münzen und Medaillen aus Gold und Silber und gelangten schließlich wieder in den Handschriftenlesesaal zurück, der wegen der Mittagspause

leer war. Vor einem der Grafikschränke stoppte der Professor und erhob theatralisch die Stimme.

»Und nun zu einem weiteren Höhepunkt unserer Sammlungen. In diesem Schrank bewahren wir Dürers Druckgrafiken auf. Zusammengetragen wurden sie von den Ansbacher Markgrafen. Unsere Universität hat sie, gemeinsam mit Tausenden weiterer alter Stiche und Zeichnungen, nach deren Abdankung vor über zweihundert Jahren vom preußischen König zum Geschenk erhalten.« Harsdörffer schloss den Metallschrank auf und zog eine der großen flachen Schubladen heraus. »Von Dürers Holzschnitten haben wir die komplette *Apokalypse* sowie *Die große Passion* und *Die kleine Passion*. Aber Sie interessieren sich ja mehr für die Kupferstiche. Auch davon besitzen wir fünfundsiebzig Stück. Nicht nur die ganz kleinen, sondern auch die großformatigen Blätter. Hier eines der berühmtesten: *Ritter, Tod und Teufel* aus dem Jahr 1513.«

Er zog den auf einen Karton montierten Druck hervor, der einen Ritter in voller Rüstung auf einem Pferd zeigte, hinter sich den Teufel und vor sich den Tod. Die drei Männer musterten das Kunstwerk eingehend.

»Ich will es nicht nur deshalb in der Ausstellung zeigen, weil es so bekannt ist«, erläuterte Dr. Schifferli, »sondern auch, weil hier im Hintergrund die Nürnberger Kaiserburg abgebildet ist. Das dürfte unsere fränkischen Besucher vermutlich besonders begeistern. Aus demselben Grund möchte ich auch Dürers Eisenradierung *Die große Kanone* präsentieren. Da ist nämlich die Ehrenbürg drauf.«

»Auf Sie als Alpenländer dürfte unser berühmtester Berg in der Fränkischen Schweiz ja wohl kaum Eindruck machen«, witzelte Beaufort, während Harsdörffer auf der Suche nach dem Stich Schublade um Schublade aufzog.

»Im Vergleich zum Matterhorn ist das Walberla wirklich winzig, aber ich gehe dort gern mal hinauf. Eine Bergwanderung würde ich das allerdings auch nicht nennen. Stimmt

etwas nicht, Herr Professor?»«, wandte sich Tom Schifferli an den immer hektischer agierenden Leiter der Handschriftenabteilung.

»Das ist einfach nicht möglich!«, rief der mit hochrotem Kopf, »ich kann das Blatt nicht finden.«

\*

Fünfzehn Minuten später, nachdem sie den Schrank zweimal systematisch durchsucht hatten und das Dürer-Blatt auch nirgendwo sonst im Lesesaal zu entdecken war, musste Professor Harsdörffer der Tatsache ins Auge sehen, dass auch *Die große Kanone* verschwunden war. Ein weiterer unerklärlicher Fehlbestand in seiner Abteilung.

»Das ist eine Katastrophe.« Erschöpft ließ er sich auf einen Stuhl sinken und tupfte sich mit seinem Stofftaschentuch den Schweiß von der Stirn. Doch sogleich sprang er wieder auf, um in sein Büro zu hasten. »Ich muss sofort Hildegard benachrichtigen.«

Vom Auflegen des Hörers bis zum energischen Klingeln an der Tür des Lesesaals dauerte es keine Minute. Der Professor öffnete rasch, und eine große, schlanke Frau mit kurzem, rot gefärbtem Haar trat ein. Die Miene der Bibliotheksleiterin blieb unverändert ernst, während sie den Schilderungen Harsdörffers lauschte.

»Vielleicht sollten wir die Polizei alarmieren?«, beendete der Professor seinen Monolog mit leiser Stimme.

»Wir müssen uns beraten«, sagte Krüger-Fernandez mit fester Stimme und dirigierte ihren Kollegen in sein Büro. »Und Sie beide warten bitte hier, bis wir eine Entscheidung getroffen haben«, bestimmte sie und schloss die Tür hinter sich.

»Ein beeindruckender Auftritt«, sagte Beaufort anerkennend. »Ich habe etwas übrig für starke Frauen.«

»Wenn Sie häufiger mit ihr zu tun hätten, würde das Ihrer Begeisterung bestimmt einen kleinen Dämpfer versetzen.«

»Tatsächlich?«

»Frau Krüger-Fernandez ist der steifste und humorloseste Mensch, den ich hier an der Uni kennengelernt habe. Und glauben Sie mir, unter dem akademischen Führungspersonal gibt es so einige wunderliche Existenzen. Man könnte doch erwarten, dass sie angesichts eines so kapitalen Verlustes ein wenig mehr Bestürzung zeigt. Aber sie reagiert kalt wie ein Fisch.«

»Na ja, Sie scheinen mir jetzt auch nicht gerade besonders erstaunt zu sein. Weder über den Diebstahl an sich noch über die Tatsache, dass die beiden überlegen, ob sie überhaupt die Polizei einschalten sollen.«

Tom Schifferli sah Frank Beaufort einen Moment lang durchdringend in die Augen, ehe er antwortete: »Sie ahnen nicht, was man hier alles entdeckt, wenn man nur tief genug in die Sammlungen schaut«, sagte er mit Nachdruck.

»Wie meinen Sie das?«

Schifferli schwieg. Bedächtiges Kopfschütteln war die einzige Antwort, die Beaufort erhielt.

Nach dieser merkwürdigen Gesprächspause versuchte er, die Konversation durch eine Frage wiederzubeleben, die er sich schon die ganze Zeit über stellte. »Wenn ich Ihren Akzent richtig deute, würde ich Sie in die Berner Region stecken?«

»Da haben Sie absolut recht«, antwortete Schifferli in gemütlichem Berndütsch, »woran haben Sie das erkannt?«

»Ich habe ein paar Jahre in der Schweiz gelebt, da bekommt man ein Gehör dafür. Aber sagen Sie, der Name Schifferli ist in dieser Gegend ja nicht so häufig. Sind Sie vielleicht mit Beat Schifferli verwandt, dem bekannten Reformpädagogen?«

»Das ist mein Onkel. Er ist fast achtzig, leitet aber immer noch sein angesehenes Internat am Thuner See. Kennen Sie ihn?«

»Das kann man wohl sagen. Er hat mich durch die schweren Zeiten der Pubertät begleitet. Ich war vier Jahre lang Schüler in diesem Internat. Ein beeindruckender Mann mit seinem langen, weißen Rauschebart. Wir haben ihm den Spitznamen ›Alm-Öhi‹ gegeben.«

»Harry Potter war ja in Ihren Jugendjahren noch nicht erfunden. Die jetzige Schüलगeneration nennt ihn den ›Dumbledore von Grindelwald‹.«

Die beiden Männer lachten. In diesem Moment öffnete sich die Bürotür, und Dr. Krüger-Fernandez schritt herein, gefolgt von einem seltsam devoten Professor Harsdörffer. Sie warf den beiden einen gebieterischen Blick zu, und Beaufort begann zu begreifen, was der Schweizer mit der Strenge der Bibliotheksdirektorin gemeint hatte.

»Herr Dr. Schifferli«, wandte sie sich zuerst an den Kurator, »ich muss Sie dazu verpflichten, über diesen bedauerlichen Vorfall absolutes Stillschweigen zu bewahren. Bitte reden Sie mit niemandem darüber. Wir werden alles daransetzen, die verlorene Grafik schnellstens wiederzubeschaffen. Ansonsten bekommen Sie ein anderes Dürer-Blatt für die Ausstellung.«

»Das ist keine so gute Lösung, fürchte ich. Im Ausstellungskatalog gibt es einen ausführlichen Aufsatz über *Die große Kanone*. Und der lässt sich so einfach nicht gegen einen anderen austauschen. Noch ist der Katalog zwar nicht gedruckt, denn wir haben große Probleme mit dem Layout und müssen sogar noch einige neue Fotos anfertigen lassen, aber es ist unmöglich, ein ganzes Kapitel noch mal komplett neu zu schreiben. Beim momentanen Stand ist nicht einmal garantiert, ob wir es mit dem Buch noch rechtzeitig zur Ausstellungseröffnung schaffen.«

»Wir werden eine Lösung für das Problem finden«, sagte sie gebieterisch. »Gibt es für Sie sonst noch etwas hier bei uns zu tun?« Es war unüberhörbar, dass Krüger-Fernandez den Ausstellungsleiter möglichst schnell loswerden wollte.

»Nein, so weit ist alles geklärt. Sie lassen mir doch die ausgewählten Exponate am kommenden Mittwoch ins Stadtmuseum liefern, Herr Professor? Da wird die Ausstellung aufgebaut.«

Harsdörffer nickte. Er wirkte bedrückt und geknickt. Seine Hildegard musste ihm ganz schön den Kopf gewaschen haben.

»Ich muss sowieso weiter zu meinem nächsten Termin«, ergänzte Schifferli mit einem Blick auf seine Armbanduhr, »Professor Degen erwartet mich in der Antikensammlung.«

Er nickte kurz zum Abschied, die Leiterin der UB schloss die Tür auf und bugsierte den Kurator regelrecht hinaus. Nachdem sie wieder zugesperrt hatte, wandte sie sich an den übrig gebliebenen Besucher.

»Nun zu Ihnen, Herr Dr. Beaufort. Professor Harsdörffer hat mir glaubhaft versichert, dass Sie der geeignete Mann sind, um diskrete Nachforschungen anzustellen. Wenn er sein Vertrauen in Sie setzt, will ich mich auch darauf einlassen.« Sie rang sich so etwas wie ein Lächeln ab.

Beaufort machte derweil ein Wechselbad der Gefühle durch. Er fühlte sich geschmeichelt, doch gleichzeitig war ihm mulmig zumute, dass er die alleinige Verantwortung für die Aufklärung der Diebstähle übertragen bekam. »Sollten Sie nicht besser doch die Polizei rufen? Die versteht eindeutig mehr von Spurensicherung als ich«, wandte er ein.

»Wir sind uns einig, dass wir Aufsehen in der Öffentlichkeit um jeden Preis vermeiden wollen. Wenn wir die Polizei alarmieren, können wir nicht sicher sein, ob nicht doch etwas von den Diebstählen nach draußen dringt. Als wir vor ein paar Wochen den peinlichen Wasserschaden in einem unserer unterirdischen Magazine hatten, hat es mit der gewünschten Diskretion leider gar nicht geklappt. Erst stand es im Polizeibericht und danach in allen Medien. Wir sind der Auffassung, Sie sollten Ihr Glück versuchen. Zur Polizei gehen können wir notfalls immer noch.« Die Bibliotheksleiterin sprach ruhig

und gefasst, aber gleichzeitig hatte ihr Ton etwas Apodiktisches und duldete keinen Widerspruch. »Allerdings ist das Nichteinschalten der Polizei eine so weitreichende Entscheidung, dass wir sie nicht allein treffen können. Wir müssen den Präsidenten informieren. Sie begleiten uns bitte hinüber ins Schloss, damit er Sie kennenlernen kann.«

Beauforts Neigung zu starken Frauen à la Krüger-Fernandez war in den vergangenen Minuten merklich abgeklungen, doch überwog seine Neugierde auf diesen Fall. Außerdem wollte er seinen alten Professor nicht im Stich lassen.

\*

Der Präsident der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg residierte nur wenige Gehminuten entfernt im Markgräflichen Schloss, das Erbprinz Georg Wilhelm von Brandenburg-Bayreuth im Jahr 1700 hatte erbauen lassen und das den fränkischen Hohenzollern über hundert Jahre lang als Witwensitz diente. Doch weil man die Stelle des markgräflichen Schornsteinfegers aus Kostengründen gestrichen hatte, war das feudale Sandsteingebäude aufgrund mangelnden Brandschutzes in einer bitterkalten Januarnacht 1814 in Flammen aufgegangen und völlig ausgebrannt. Jahrelang galt die verrußte Ruine den Erlangern als Symbol des Sparzwangs und könnte in diesem Sinne womöglich noch heute gute Dienste leisten, wenn das Schloss nicht 1825 von der noch recht jungen Universität wiederaufgebaut worden wäre. Die nutzte es fortan für Vorlesungen und als Bibliothek, bis die stetig wachsende Verwaltung der Hochschule die Studenten und Bücher erfolgreich hinausdrängte. Deshalb könnte man das Bauwerk heute auch als Symbol zunehmender Bürokratisierung betrachten. So empfand es jedenfalls Frank Beaufort, der das Schloss in Begleitung der Bibliotheksdirektorin und seines Doktorvaters durch die schwere Eichentür in der

Westfassade betrat. Das Trio durchschritt eilig die stattliche Mittelhalle mit den marmorverkleideten Säulen, stieg nebeneinander den großzügigen Treppenaufgang hinauf und bog im ersten Stockwerk in den Flügel ein, der dem Präsidenten vorbehalten war. Das war allein schon daran zu erkennen, dass hier lauter in Öl gemalte Porträts ehemaliger Universitätsleiter hingen – die ältesten noch mit barocker Allongeperücke und Spitzenjabot, die jüngsten mit Seitenscheitel, Schlips und randloser Brille. Eines Tages würde auch das jetzige Oberhaupt der zweitgrößten bayerischen Hochschule dort hängen, und es würde bestimmt ein formidables Gemälde werden, dachte Beaufort. Denn Professor Roth war ein gut aussehender Mann, der eine gewisse Ähnlichkeit mit George Clooney nicht zu verstecken suchte. Gunnar Roth war erst seit drei Jahren im Amt, doch schon jetzt stellte er, was seine öffentliche Bekanntheit anbelangte, alle seine Vorgänger in den Schatten. Seitdem er den Sachbuch-Bestseller *Einbildungsgut – Warum wir unser Bildungssystem reformieren müssen* veröffentlicht hatte, war er ohne Frage der populärste Unipräsident Deutschlands geworden und ein echter Medienstar. Man konnte kaum eine Talkshow im Fernsehen anschauen, ein Nachrichtenprogramm im Radio hören oder ein Polit-Magazin lesen, ohne auf sein Bild und seine Meinung zu stoßen. Von Haus aus Politikwissenschaftler war er nicht nur grauer Theoretiker, sondern auch erfahrener Praktiker, der das Kunststück fertiggebracht hatte, sowohl für die rot-grüne als auch die schwarz-gelbe Bundesregierung als Politikberater tätig gewesen zu sein. Diese Erfahrungen hatte er in seinen neuesten publizistischen Streich einfließen lassen, eine Ethik-Fibel mit dem Titel *Macht und Lüge*, die sich nur zwei Wochen nach ihrem Erscheinen schon auf der Bestenliste fand. Es galt als ausgemacht, dass der Präsident in absehbarer Zeit an eine noch renommiertere Hochschule wechseln oder bei der nächsten Kabinettsumbildung Bildungsminister werden würde. Beaufort, der Roth

noch nicht persönlich kennengelernt hatte, freute sich fast ein wenig auf diese Begegnung, auch wenn die Umstände widrig waren. Doch noch musste er zusammen mit den anderen beiden in den unbequemen Ledersesseln im Gang auf den Hochschulleiter warten. An dessen Vorzimmerdame hatte sich selbst Krüger-Fernandez die Zähne ausgebissen. Der Herr Präsident sei gerade in einer wichtigen Besprechung, bei der er keinesfalls gestört werden dürfe, hieß es. Und danach müsse er sofort weiter zu einem ebenso wichtigen Sponsorenmeeting. Erst nach zähen Verhandlungen und einer Mischung aus offensichtlichen Schmeicheleien und versteckten Drohungen wurden ihnen fünf Minuten bewilligt, aber keine Sekunde länger.

Endlich traten zwei Aktentaschenträger im Businessdress aus dem Büro, dicht gefolgt von der Chefsekretärin, die die drei ins Amtszimmer führte. Der Präsident erhob sich hinter seinem repräsentativen Riesenschreibtisch und ging seinen Besuchern ein paar Schritte in dem großen Raum entgegen, dessen hohe Fenster einen Ausblick auf den beschaulichen Schlossplatz gestatteten. Roth trug einen exzellent geschneiderten leichten Wollanzug in Seersucker-Qualität, der bei dieser Hitze genau das Richtige war. Mit einem Zahnpastälächeln schüttelte er zuerst der Dame, danach Harsdörffer und schließlich Beaufort die Hand.

»John Lobb?«, fragte Roth, mit Kennerblick auf dessen kastanienbraune Wing-Tips-Maßschuhe deutend.

»Gieves & Hawkes?«, lautete Beauforts Gegenfrage bezüglich seines Maßanzuges, woraufhin sich der Mund des Präsidenten zu einem noch breiteren Lächeln verzog und die beiden Männer ein paar Insidersätze über die besten Londoner Herrenausstatter zwischen Savile Row und Piccadilly Circus wechselten.

»Ich habe Ihre exquisite Garderobe erst kürzlich in der Sonntagabend-Talkshow nach dem *Tatort* bewundert«, lobte

Beaufort, »und Ihren Sachverstand natürlich auch. Sind Sie noch als Politikberater tätig?«

»Politik ist eine zu ernste Angelegenheit, um sie den Politikern zu überlassen, meinen Sie nicht?« Er lachte über seinen Scherz. »Von Zeit zu Zeit, wenn es mir meine umfangreiche Tätigkeit hier erlaubt, gebe ich hohen Mandatsträgern ein paar hilfreiche Ratschläge. Aber apropos Zeit«, wandte er sich höflich an Dr. Krüger-Fernandez, »was gibt es denn so Dringendes zu besprechen, das keinen Aufschub duldet?«

Während die Bibliotheksdirektorin, assistiert vom Leiter der Handschriften- und Grafiksammlung, die Vorfälle in der UB kurz skizzierte, hatte Beaufort Gelegenheit, den Promipräsidenten noch ein wenig genauer zu studieren. Der Mann war nicht nur klug und gut aussehend, sondern auch geistreich und redegewandt. Allerdings hatte er diese beiden albernen Schmissee auf der Wange, die von einer schlagenden Verbindung herrühren mussten. Und für Beauforts Geschmack, der in Bekleidungsfragen mehr ein Freund des Understatements war, wirkte er ein wenig zu sehr aus dem Ei gepellt. Hinter seiner zur Schau getragenen Stilsicherheit war eine ausgeprägte Eitelkeit nicht zu verkennen. Was ihm fehlte, war die lässige Eleganz des echten George Clooney. Aber machten ein paar kleine Charakterschwächen so einen Überflieger nicht erst menschlich? Alles in allem fand Beaufort den Präsidenten recht sympathisch – er schätzte schlagfertige und scharfsinnige Gesprächspartner. Insgeheim hoffte er nun doch, dass Roth ihn an den Fall lassen würde. Er wusste nicht genau, warum, aber er spürte das Verlangen, ihm mit seinen Fähigkeiten zu imponieren.

»Und warum sollten wir die Polizei nicht alarmieren?«, hörte er ihn gerade fragen, woraufhin die beiden Bibliothekare ihre Argumente vortrugen.

»Ist es nicht vielmehr so, dass nicht nur das Ansehen der Universität im Allgemeinen, sondern auch Ihrer beider

Renommee im Besonderen Schaden erlitte, wenn diese Vorfälle bekannt würden?«, stellte der Präsident mit entwaffnender Offenheit fest. Fast schien es, als hätte er Vergnügen daran, in die erschrockenen Gesichter der beiden Ertappten zu blicken, denn er wartete einige Schrecksekunden ab, ehe er seine Rede fortsetzte. »Aber ich werde Ihnen sagen, warum auch ich dagegen bin, dass das an die Öffentlichkeit kommt. Es gibt seit Langem große Begehrlichkeiten in München unsere Grafiksammlung betreffend. Die gehört nicht in ein Universitätsarchiv, sondern in ein Kunstmuseum, argumentiert der Leiter der Alten Pinakothek, der ein Busenfreund unseres Kultusministers ist. Und für den wäre dieser Diebstahl natürlich ein gefundenes Fressen. Er bräuchte nur die hervorragenden Sicherheitsvorkehrungen seines Hauses anzupreisen.«

Harsdörffer als fränkischer Patriot wurde noch eine Spur blasser. »Das müssen wir auf alle Fälle verhindern! Es reicht schon, dass die Münchener die vier Dürerschen Apostel aus dem Nürnberger Rathaus gestohlen haben und nicht wieder hergeben. Unsere Dürerwerke müssen in Franken bleiben.«

»Und Sie würden sich zutrauen, den Dieb zu entlarven und die verschwundenen Bilder und Bücher wiederzubeschaffen?«, wandte sich Roth jetzt an Beaufort.

»Ich will es gern versuchen. Eine Erfolgsgarantie kann ich Ihnen freilich nicht geben.«

»Professor Harsdörffer hält ja große Stücke auf Sie. Aber, sagen Sie: Wie wollen Sie das anstellen?«

»Mit den Hilfsmitteln, die mir zur Verfügung stehen: Wissen, Beobachtung, Recherche, Analyse und Intuition. Denn mit Bibliotheken und Büchern kenne ich mich gut aus. Ich sammle sie nicht nur, ich lese sie auch. Deshalb weiß ich zum Beispiel, dass Ihr hübsches Bonmot vorhin, das ein wenig so klang, als hätten Sie es gerade erfunden, ein Zitat von Charles de Gaulle war.« Der Mundwinkel des Präsidenten zuckte kaum

merklich, während Beaufort fortfuhr: »Aber ich bin mir sicher, dass Sie bei Ihren wissenschaftlichen Werken sämtliche Quellen korrekt angegeben haben.«

»Worauf Sie sich verlassen können«, sagte der Präsident mit einem jovialen Lächeln, »Ihre Bildung ist ja wirklich beeindruckend.«

»Nun, Bildung ist das, was sich jeder ohne Beeinträchtigung durch den Schulunterricht selbst erwerben muss«, erwiderte Beaufort. »Das ist übrigens ein Aperçu von Mark Twain«, schickte er lächelnd hinterher.

»Dann plädiere ich doch dafür, dass Sie Ihr Wissen und Ihre anderen Fähigkeiten ganz auf den Diebstahl richten«, entschied Roth. »Sie haben meine volle Unterstützung. Allerdings kann ich Ihnen nicht mehr als zehn Tage Zeit dafür geben, den heutigen Tag miteingerechnet. Denn am Freitag in einer Woche eröffnen wir die große Universitätsausstellung. Wenn die Dürer-Grafik dort nicht hängt, lässt sich der Diebstahl kaum länger verheimlichen. Dann bin ich gezwungen, die Polizei einzuschalten, mit allen nachteiligen Image-Folgen, die sich daraus ergeben.«

\*

Dem Archivar  
war ziemlich klar  
dass das, was er so sammelte  
unbemerkt vergammelte.  
Doch weil er war  
wie er war  
ein wahrer Archivar  
sammelte er und sammelte  
bis er selbst vergammelte.  
*Jörn Pfennig*

Beaufort musste herzlich lachen, als er das Gedicht auf einem vergilbten Stück Zeitungspapier las. Es hing an einem der grauen Metallspinde im Sozialraum für Bibliotheksmitarbeiter. Er war allein in dem Zimmer und nutzte die Wartezeit, indem er sich ein wenig umschaute. Jeden Moment musste ein gewisser Herr Meier erscheinen, der ihn zu einem Rundgang durch die unterirdischen Magazine abholen sollte.

Nachdem sie das Büro des Unipräsidenten verlassen hatten und in den heißen Sonnenschein des Schlossplatzes hinausgetreten waren, war Professor Harsdörffer plötzlich wie von der Tarantel gestochen losgeprescht. Er hatte in dem ganzen Durcheinander völlig sein Hauptseminar vergessen, das er am Mittwochnachmittag immer bei den Germanisten hielt. So waren Beaufort und Frau Krüger-Fernandez allein zur Bibliothek zurückgekehrt und hatten währenddessen die nächsten Schritte besprochen. Sie hatte ihm zugesichert, eine vollständige Aufstellung der gestohlenen Bücher anzufer­tigen. Da sie die Liste aber nur gemeinsam mit Harsdörffer erstellen konnte, sollte Beaufort diese morgen Vormittag in ihrem Büro abholen. Danach wollte er sich durch die Benutzerkartei des Handschriftenlesesaals der letzten Monate arbeiten, in der Hoffnung, dort auf irgendwelche Spuren oder Unregelmäßigkeiten zu stoßen. Seinem Wunsch, noch heute Nachmittag eine Führung durch die Magazine zu erhalten, aus denen ja die meisten wertvollen Bücher verschwunden waren, hatte die Bibliotheksleiterin nicht selbst nachkommen können oder wollen. Sie habe noch unaufschiebbare Pflichten zu erfüllen, hatte sie beteuert, ihm aber zugesichert, einen ihrer Mitarbeiter damit zu beauftragen. Nachdem sie sich am Handy von zweien ihrer Untergebenen Körbe geholt hatte, war ihre Laune explosiv geworden. Die dritte Angestellte hatte sie gleich dermaßen zusammengestaucht, dass deren Widerstand schon im Ansatz er­storben war und sie ihrer Chefin den Vorschlag unterbreitet hatte, doch Herrn Meier

diese Aufgabe zu übertragen, wenn sonst niemand Zeit dafür habe. Sie werde sich sofort persönlich darum kümmern, hatte sie noch ergänzt. Im Altbau der UB angekommen, hatte Dr. Krüger-Fernandez Beaufort in den Sozialraum gelotst und ihn gebeten, hier auf seinen Führer zu warten, der jeden Moment eintreffen müsse.

»Gefällt Ihnen das Gedicht?«, fragte eine freundliche Stimme hinter ihm.

Der immer noch amüsierte Beaufort drehte sich zur Tür und blickte in die eifrigen Augen eines schlaksigen jungen Mannes, der nicht allzu vertrauenerweckend aussah. Er hatte mehrere Piercings in Nase und Oberlippe und eine Tätowierung am Hals. Mehr war wegen des grauen Arbeitskittels nicht zu erkennen, doch Beaufort vermutete, dass sich am Körper noch weitere dieser »Verzierungen« aus Metall und Farbe in seiner Haut finden würden. Es hatte eben jede Jugendgeneration ihre eigenen schockierenden ästhetischen Rituale, um sich von den Älteren abzugrenzen.

»So viel Selbstironie hätte ich unter Archivaren nicht erwartet«, antwortete Beaufort auf die Frage.

»Das Gedicht habe ich da hingepinnt. Nicht alle hier finden das lustig. Sind Sie der Mann, den ich durch die Katakomben führen soll?«

»Der bin ich. Frank Beaufort ist mein Name.«

»Ich bin Michael Meier, alle nennen mich Mike. Sorry, dass ich Ihnen nicht die Hand gebe, aber ich hab gerade das Zeitungsarchiv aufgeräumt. Da gibt es staubige Ecken, in denen ist bestimmt seit hundert Jahren keiner mehr gewesen. Ich muss mich erst mal waschen.«

Mike zog seinen Kittel aus, unter dem er Bermudashorts und ein T-Shirt trug, und trat ans Waschbecken. Während er sich den Schmutz abspülte, konnte Beaufort sich davon überzeugen, dass er mit seiner Vermutung recht gehabt hatte. Die Arme des Mannes waren vollständig tätowiert, und unter dem

T-Shirt deuteten charakteristische Erhebungen an, dass auch die Brustwarzen gepierct sein mussten.

»Sie sehen nicht gerade wie ein typischer Bibliothekar aus«, stellte er fest.

»Bin ich auch nicht.« Jetzt reichte er Beaufort die Hand. »Ich arbeite als Hilfskraft hier. Eigentlich studiere ich vergleichende Literaturwissenschaft, Amerikanistik und Übersetzungswissenschaft.«

»Wollen Sie mal Übersetzer werden und amerikanische Romane ins Deutsche übertragen?«

»Ich glaube nicht. Die sollten einem besser mal vor Beginn des Studiums erzählen, wie schlecht das Übersetzen bezahlt wird. Dann wär's auch nicht so voll in den Seminaren. Außerdem muss ich nach sechs Semestern feststellen, dass Übersetzungswissenschaft für Übersetzer ungefähr genauso wichtig ist wie Ornithologie für Vögel.«

Das war das Nette an einer Universität. Man hatte es überwiegend mit geistreichen Köpfen zu tun, selbst dort, wo man es ihnen nicht auf den ersten Blick ansah, dachte Beaufort.

Mike rasselte mit einem dicken Schlüsselbund. »Was wollen Sie sich anschauen? Ich weiß zwar nicht wieso, aber die Chefin hat gesagt, ich soll mich ganz nach Ihren Wünschen richten.«

»Dann führen Sie mich doch bitte zuerst in das Magazin, wo die Bücher des 18. Jahrhunderts aufbewahrt werden.«

»Da gibt es mehrere. Aber die meisten der Schmöker stehen hier im Altbau.«

Beaufort folgte seinem ungewöhnlichen Cicerone, dessen Coolness und schnodderiger Humor ihn amüsierten, durch Gänge und Türen zu einem altertümlichen Fahrstuhl, mit dem sie zwei Stockwerke hinauffuhren und in eine geräumige Halle gelangten. Die war voller gusseiserner Jugendstilregale, in denen Tausende alter Bücher standen. Beaufort erkundete den Raum mit Mike im Schlepptau. Große Fenster in der Außenfassade und zu einem Innenhof, der anscheinend

selten betreten wurde, wie das wuchernde Unkraut vermuten ließ, brachten so viel Licht ins Magazin, dass die Scheiben teilweise mit Stores verhängt oder mit Pappkarton verklebt waren, um die Bücher vor Sonneneinstrahlung zu schützen.

»Ein schöner Raum ist das. Ich mag die historische Patina«, stellte Beaufort fest, »aber die Lichtschutzmaßnahmen hier kommen mir doch etwas provisorisch vor.«

»Das täuscht. Der Lichteintrag hier wird streng kontrolliert. Und drüben im Neubau, wo es ganz schön tief in die Erde runtergeht, liegen die Bücher in den Magazinen sogar komplett im Dunkeln.«

»Die möchte ich gleich noch anschauen. Verraten Sie mir zuerst, wer zu diesen Räumen hier alles Zugang hat?«

»In die Magazine dürfen nur wir Mitarbeiter der Bibliothek rein. Und auch nicht jeder überallhin. Bei uns gibt es eine richtige Schlüsselhierarchie. Studenten und Wissenschaftler, die an der UB Bücher ausleihen wollen, müssen zuerst in den Katalog schauen, einen Leihschein ausfüllen, den drüben an der Ausleihe abgeben und bis zum nächsten Tag warten, bis wir die Bücher in den Magazinen zusammengesucht haben. Alte, empfindliche oder teure Bücher dürfen nur im Lesesaal studiert werden. Die weniger wertvollen werden auch nach Hause ausgeliehen.« Er leierte die Erläuterungen herunter, als habe er das schon x-mal gemacht.

»Führen Sie manchmal Studenten, Mike?«

»Ja, aber nur drüben in der Ausleihe und den Lesesälen. Die Erstsemester sollen ja lernen, wie sie unsere Bibliothek benutzen können. In die Magazine kommt, wie gesagt, kein Besucher rein. Sie sind eine echte Ausnahme.«

Beaufort spürte Mikes Neugierde. »Zeigen Sie mir noch die Alarmanlage hier? Ich würde gern sehen, wie Sie gegen Einbruch geschützt sind.«

»Warum wollen Sie das eigentlich alles wissen?«, fragte der Student nun doch direkt.

»Ich berate eine Universität in Ostdeutschland, die eine neue Bibliothek bauen will. Deshalb reise ich gerade durch Bayern, um verschiedene Hochschulbibliotheken zu studieren«, log Beaufort.

Nach der Besichtigung der Alarmanlage führte Mike den Besucher hinab in die Keller, kontrollierte nebenbei noch einige Insektenfallen, ob sich darin womöglich gefräßige Käfer gefangen hatten, und durchschritt mit ihm den unterirdischen Verbindungsgang zwischen Altbau und Neubau. Der bestand aus rohen Betonwänden, war nicht allzu breit und wurde noch zusätzlich durch dicke Heizungsrohre am Boden und über ihren Köpfen sowie durch ein automatisches Förderband eingengt, auf dem Bücherkisten zwischen den beiden Gebäuden transportiert wurden. Je tiefer sie unter die Erde stiegen, desto unwohler fühlte sich Beaufort. Schon bald hatte er die Orientierung verloren. Es war heiß und stickig, und ihm wurde auf einmal ganz flau im Magen.

»Geht's Ihnen nicht gut?«, fragte Mike besorgt. Sein Gast sah bleich aus und hatte Schweißperlen auf der Oberlippe.

»Können Sie mich schnell hier rausbringen?«, bat Beaufort mit gepresster Stimme. »Mir ist übel.«

Mike sperrte mit seinem Schlüsselbund eine Tür auf, die zu einem schmalen Treppenhaus führte. Schnell gingen sie zwei Stockwerke hinauf und gelangten in einen dunklen Vorraum, wo der Student eine schwere Metalltür mit einem grünen Notausgangsschild aufstieß und Tageslicht hereinflutete. Beaufort wankte hinaus und blieb zwischen geparkten Autos stehen. Er befand sich auf dem Mitarbeiterparkplatz am Seitenflügel des Neubaus, stützte sich haltsuchend auf der Motorhaube eines alten Opels ab und atmete die frische Luft in tiefen Zügen ein.

»Geht's wieder?«, wollte Mike wissen, der zu ihm getreten war.

»Danke, schon besser. Ich habe den ganzen Tag über nichts gegessen und getrunken. Wahrscheinlich liegt es daran.«

»Gleich um die Ecke bei den Schließfächern ist ein kleines Café, vielleicht stärken Sie sich da. Und wenn Sie sich ein bisschen erholt haben, zeige ich Ihnen den Rest.«

Beaufort richtete sich wieder auf, atmete noch einmal tief durch und winkte ab. »Schönen Dank, Mike, aber mein Bedarf an Büchern ist für heute gedeckt. Vielleicht können wir die Tour ein andermal fortsetzen.«

»Wie lange bleiben Sie denn noch in Erlangen?«

»Wieso?«, fragte er erstaunt.

»Na, wegen Ihrer Reise durch die Bibliotheken.«

»Ach so, ja ... Ich habe keinen Zeitdruck. Ein paar Tage werde ich noch hier sein.« An seinem Ausflüchte- und Notlügenmanagement musste er wohl noch arbeiten.

\*

Mit einem geschmeidigen Plopp löste sich der Korken aus der Flasche.

»Das gehört eindeutig zu meinen Lieblingsgeräuschen«, bekannte Anne und hielt Beaufort das Weinglas hin. Der goss ihr ein wenig Grünen Veltliner ein. Anne schnupperte, schlürfte, kaute und schluckte. »Mach voll«, sagte sie genießerisch, und Beaufort tat wie ihm geheißen, vergaß auch sein eigenes Glas nicht und stieß mit seiner Freundin an.

»So lobe ich mir meinen Feierabend«, seufzte Anne, lehnte sich entspannt zurück, um die Strahlen der Abendsonne besser auffangen zu können und legte ihre nackten Beine auf den Stuhl neben sich. Sie trug einen kurzen gelben Rock, ein orangefarbenes Top und hatte ihr langes dunkles Haar nachlässig hochgesteckt. Eine Frisur im landläufigen Sinne konnte man das nicht nennen – Beaufort hatte da so seine ganz peniblen Vorstellungen –, doch an Anne liebte er diese improvisierte Haartracht, bei der die Strähnen ein Eigenleben führten, in diverse Richtungen vom Kopf abstanden und

dazu neigten, sich ganz aus dem Clip zu lösen. Auch nach anderthalb Jahren, und das war länger, als die meisten seiner Beziehungen davor gehalten hatten, befand sich Beaufort noch immer in dem Stadium, wo er beim bloßen Anblick der Geliebten in Verzauberung geraten konnte. Sie sah toll aus, war weder Hungerharke noch Vollweib *und* hatte diese besondere Ausstrahlung. Anne besaß eine ihn immer wieder betörende Sinnlichkeit und Genusslust. Am liebsten hätte er sie jeden Tag um sich gehabt.

»Wenn es dir auf meiner Dachterrasse so gut gefällt, warum ziehst du nicht endlich ganz zu mir?«

Anne reichte ihre Hand über den Tisch und legte sie zärtlich auf seine. »Weil ich meine kleine Wohnung nicht aufgeben will. Ich fühle mich wohl dort. Ich verbringe sowieso schon meine halbe Freizeit bei dir.« Es war nicht das erste Mal, dass Beaufort ihr diese Frage gestellt hatte.

»Aber dann könntest du deine ganze Freizeit mit mir zusammen sein. So viel hast du davon als rasende Reporterin ja nicht gerade zur Verfügung.«

»Ein bisschen Distanz hält die Liebe in Schwung«, schä-kerte sie.

»Ich glaube nicht, dass du Angst haben musst, ich würde mich weniger um dich bemühen, wenn du erst mal hier wohnst. Ich würde dich jeden Tag verwöhnen«, versprach er im Brustton der Überzeugung.

Anne nahm noch einen Schluck Weißwein und sah ihm direkt in die blauen Augen. »Genau das ist es, was mir auch ein ganz klein wenig Angst macht. Ich brauche meine Freiheit, das weißt du doch.«

Durch das sanft-melancholische Trompetenspiel des alternenden Chat Baker hindurch – auch auf seiner Terrasse hatte Beaufort ein ausgeklügeltes System an kaum sichtbaren Lautsprechern anbringen lassen – hörten sie das Klappern der Töpfe aus der Küche. Kurz darauf erschien Frau Seidl mit zwei

dampfenden Tellern. Sie servierte mit Meerrettich, Lauch und Äpfeln gefüllte Rindsrouladen und Klöße.

Anne sog den verführerischen Duft ein. »Sieht ja nicht gerade nach einer Rohkostplatte aus«, sagte sie mit gespielter Strenge.

»Sie müssen auch mal was Gescheites essen, Frau Kamlin, wenn Sie so viel arbeiten«, verteidigte die Haushälterin das Abendessen.

»Ja, das gilt vielleicht für mich, aber nicht für diesen Faulpelz da, der den lieben langen Tag nur rumbummelt und kaum Kalorien verbrennt. Ich war heute vor der Arbeit schon schwimmen.« Anne ließ sich den ersten Happen genießerisch auf der Zunge zergehen.

»Immerhin war ich gestern Abend fechten«, verteidigte sich Beaufort und begann ebenfalls zu essen. »Köstlich«, murmelte er.

Frau Seidl strahlte übers ganze Gesicht. »Lassen Sie es sich nur schmecken. Das werde ich jetzt auch tun. Den Nachtisch finden Sie dann im Kühlschrank«, sprach sie und verschwand hinunter ins Erdgeschoss, wo sie ihre Wohnung hatte.

»Warum du ausgerechnet fechten musst für deine Fitness, ist mir ein Rätsel. Das ist so ein Angebersport. Kannst du nicht einfach joggen oder Rad fahren wie normale Leute? Oder von mir aus Tennis spielen, wenn du es ein wenig elitärer haben willst?«

»Zwar soll einer meiner Vorfahren, der Duc de Beaufort, das Tennisspiel sogar miterfunden haben, aber ich fechte nun mal lieber. Das ist übrigens anstrengender als Tennis. Für eine Sportreporterin hast du ganz schön Vorurteile. Und joggen find ich fad. Da passiert ja nichts. Ich hab halt gern Spiel und Spannung, wenn ich mich sportlich betätige.«

»Ich bin ja schon froh, dass du überhaupt was machst. Und der etwas flachere Bauch steht dir prächtig.« Sie kaute

ein Stückchen Kloß, der genau die richtige Konsistenz hatte.  
»Morgen gibt's aber wieder Salat, ja?«

»Meinetwegen. Was ich dir aber noch in puncto Arbeit sagen wollte«, nahm Beaufort den Gesprächsfaden von eben wieder auf. »Ich habe nicht herumgebummelt, wie du meine kontemplative Existenz zu nennen pflegst, ich war heute den ganzen Tag in Erlangen beschäftigt.«

»Und was hast du da getan? Die Antiquariate und Buchläden durchstreift?«

»Was sind wir heute wieder spöttisch.« Beaufort zog eine Augenbraue hoch. »Ich habe kein einziges Buch gekauft, sondern war wirklich fleißig. Obwohl meine Mission tatsächlich mit Büchern zu tun hat.«

Dann erzählte er Anne in aller Ausführlichkeit, was er seit gestern Abend erlebt hatte. Nur seinen kleinen Schwächeanfall, den verschwieg er, damit sie sich keine Sorgen um ihn machte.

»Klingt aufregend«, sagte sie schließlich und legte ihr Besteck auf den leeren Teller. »Schade nur, dass ich darüber nicht im Bayerischen Rundfunk berichten darf. Das gäbe eine gute Story. Morgen Nachmittag moderiere ich ja wieder die Regionalnachrichten auf Bayern I.«

»Untersteh dich«, drohte er.

»Da hättest du dir halt keine Journalistin anlachen dürfen«, sagte sie keck. »Aber Spaß beiseite. Hast du dich mit dieser Aufgabe nicht ein bisschen übernommen? Du kennst dich doch überhaupt nicht aus mit Spurensicherung und dem ganzen ermittlungstechnischen Kram.«

»Das stimmt schon«, gab er zu, »aber ich wollte einfach meinen alten Doktorvater nicht hängen lassen. Außerdem glaube ich nicht, dass Fingerabdrücke und solche Sachen hier groß weiterhelfen. Die Bücher sind ja schließlich nicht mehr da. Und ich habe nirgendwo Zeichen von Gewalteinwirkung entdecken können. Kein aufgebrochenes Schloss. Nichts.«

»Zumindest verstehst du von Büchern eindeutig mehr als die Polizei. Was hast du vor, um den Dieb aufzuspüren?«

Beaufort nahm die Flasche aus dem Kühler und goss Wein nach. »Lassen wir das *Wie* mal beiseite und fragen uns nach dem *Warum*. Warum nimmt jemand das Risiko auf sich und stiehlt Bücher aus diesem Hochsicherheitstrakt von Bibliothek?«

»Weil sie wertvoll sind und er sie zu Geld machen kann. Oder weil er so ein verrückter Buchsammler ist wie du«, kam Annes lässige Antwort.

»Ich habe in meinem ganzen Leben noch kein Buch gestohlen. Aber im Grunde bist du auf der richtigen Fährte, denke ich. Entweder ist es ein manischer Sammler, der vor keinem Diebstahl zurückschreckt, oder es ist einer, der die Bücher und Grafiken für jemand anderen stiehlt, der seinerseits ein Sammler sein muss. Warum sonst bräuchte er ein völlig veraltetes Chirurgielehrbuch oder eine vergilbte Kafka-Erstaussgabe, wo er sich doch aktuellere Editionen in jedem Buchladen kaufen könnte?«

»Damit landen wir also in beiden Fällen bei einem kriminellen Liebhaber alter Bücher«, stellte die Journalistin fest.

»So ist es. Und in diesen Kreisen kenne ich mich als Vorsitzender der Fränkischen Bibliophilen ja ziemlich gut aus. Die meisten Buchsammler hier in der Gegend sind mir schon über den Weg gelaufen. Ich werde mich mal bei Freunden und Bekannten aus dem bibliophilen Umfeld erkundigen, ob sie gehört haben, dass jemand bestimmte rare Bücher sucht oder damit prahlt, seltene Neuerwerbungen gemacht zu haben.«

»Kein schlechter Plan, aber der dürfte ein paar Tage in Anspruch nehmen. Wir sollten auch das *Wie* nicht vernachlässigen, finde ich.«

»Wir?«, fragte Beaufort süffisant. »Du machst also mit bei den Recherchen?«

»Du weißt doch, dass mir so etwas auch Spaß macht. Außerdem soll man seine Lieben unterstützen, wo immer man

kann. Und besser, du hast eine sinnvolle Aufgabe, als dass du dich wie ein reicher Bonvivant nur so durch den Tag treiben lässt.« Anne schob den Spaghettiträger ihres Tops hoch, der von ihrer Schulter gerutscht war.

»Ich bin ein reicher Bonvivant«, stellte er sachlich fest.

Sie verfolgte ihren Gedanken weiter. »Beim *Wie* gibt es übrigens auch nur zwei Möglichkeiten: Entweder kam jemand von draußen oder von drinnen.«

»Genau. Und ich neige zu der Ansicht, dass es ein Mitarbeiter oder ein Benutzer war. Die Alarmanlage machte einen sicheren Eindruck auf mich. Außerdem glaube ich kaum, dass es jemand wagt, mitten in der Erlanger Innenstadt eine Leiter an die UB zu stellen, um durch ein Fenster in den zweiten Stock einzubrechen, das auch noch elektronisch gesichert ist.«

»Fragt sich nur, wer vom Personal es sein könnte. Am besten lässt du dir eine Aufstellung aller Mitarbeiter und ihrer Dienstzeiten geben. Da muss natürlich auch draufstehen, welche Mitarbeiter welche Schlüssel haben und in welche Magazine dürfen. Damit lässt sich der Kreis der Verdächtigen schon mal einengen.« Anne schaute in das abwesende Gesicht ihres Freundes. »Frank, hörst du mir überhaupt zu?«

»Klar höre ich dir zu«, beteuerte er. »Das habe ich sowieso vorgehabt.« Er schaute sie grübelnd an. »Ich musste bloß gerade an diesen Schweizer denken, von dem ich dir erzählt habe. Der war über den Diebstahl der Dürer-Grafik überhaupt nicht erstaunt und hat einen rätselhaften Satz geäußert, der mir nicht aus dem Kopf geht. Er sagte, dass in den Uni-Sammlungen etwas Geheimnisvolles geschieht. Was er genau damit meinte, hat er mir nicht mitgeteilt. Und dann kam auch schon diese spröde Krüger-Fernandez herein, die wirklich Haare auf den Zähnen hat, und komplimentierte ihn hinaus. Ich werde das Gefühl nicht los, dass er etwas über die Vorgänge in der Bibliothek weiß.«

»Dann ruf an und frag ihn.«

»Ich habe Schifferlis Nummer nicht. Die muss ich mir erst von Harsdörffer holen.«

»Die lässt sich auch so schnell rauskriegen.« Schon zog Anne ihren Laptop aus der Tasche zu ihren Füßen, klappte ihn auf, steckte den Surfstick rein, fand schnell ein Netz und googelte Schifferlis Namen in Kombination mit der Universität Erlangen. »Na bitte, da haben wir ihn schon. Er ist als Assistent am Historischen Institut aufgeführt. Mit Büroanschluss und Mailadresse. Um diese Zeit wird er nicht mehr in der Uni sein. Schreib ihm doch einfach eine E-Mail.« Sie schob ihm den Computer über den Tisch, räumte die Teller zusammen und verschwand damit in der Wohnung.

Beaufort rief sein Postfach auf und schickte Schifferli ein paar Zeilen, in denen er ihn fragte, was er mit seinem geheimnisvollen Satz heute Mittag im Lesesaal genau gemeint hatte. Dann leerte er sein Glas, hörte am Klappern des Porzellans, dass Anne in der Küche gerade die Geschirrspülmaschine einräumte, und ließ seinen Blick über die Dächer der Altstadt schweifen, wo jetzt in der Dämmerung langsam die Lichter angingen. Ein leises Pling aus dem Laptop zeigte ihm an, dass er Post bekommen hatte. Sie war von dem Schweizer. Das ging ja schnell, wunderte sich Beaufort, aber wahrscheinlich arbeitete der Kurator noch an seiner Ausstellung. Er öffnete die Nachricht und las.

- Lieber Herr Beaufort, um Ihnen die Wahrheit zu sagen: Ich habe etwas in den Sammlungen entdeckt, das die Reputation zweier Akademiker hier erheblich beschädigen würde. Mit besten Grüßen, Tom Schifferli.

Sofort mailte Beaufort zurück.

- Was ist es? Und was wissen Sie über die Bücherdiebstähle?

Postwendend kam Schifferlis Antwort.

- Bücherdiebstähle? Nicht bloß eine Dürer-Grafik? Wenn Sie mir mehr darüber erzählen, verrate ich Ihnen

mein Geheimnis. Ich überlege ohnehin, was ich damit anfangen soll.

– SEHR GERN. Schießen Sie los.

Rasch gingen die E-Mails hin und her.

– Auf keinen Fall am Dienstcomputer! Man weiß ja nie. Außerdem ist es eine zu lange Geschichte, um sie aufzuschreiben. Wir sollten uns treffen. Doch bis zur Ausstellungseröffnung habe ich keine freie Minute mehr. Passt es Ihnen in zwei Wochen?

– Viel zu spät! Wann haben Sie morgen Ihren ersten Termin?

– Um halb neun in meinem Büro. Wieso?

– Gut. Dann komme ich um halb acht zu Ihnen.

– Sie sind hartnäckig.

– Ja, bin ich.

– Also gut. Kommen Sie um 7.30 Uhr in mein Büro. Kochstr. 4, 3. Stock, Zimmer 318.

– Danke! Bis morgen früh dann.

– ☺

Beaufort reckte die Faust in den Sommernachtshimmel und entlud seine Anspannung mit einem begeisterten »Ja!«. Doch wurde dieser Freudenruf an Phonstärke noch weit übertroffen von dem Schrei, den Anne gleichzeitig in der Küche ausstieß. Besorgt eilte Beaufort zu ihr. Sie stand vor der offenen Kühlschrankschranktür und schaute fassungslos auf einen Traum von Torte mit viel Sahne und Schokolade.

»Das ist nicht dein Ernst! Kaum hast du ein paar Kilos abgenommen, meinst du, dass du dir schon wieder Sahnetorte reinziehen kannst.«

»Es ist Kirschtorte«, verbesserte er. »Frau Seidl wollte uns eine Freude machen und war einfach nicht davon abzubringen. Sie sagt, die Torte ist ganz leicht.«

»Das, mein Lieber, ist eine Kalorienbombe! Da ist bestimmt ein Kilo Sahne drin. Wenn du davon ein Stück isst, musst du

mindestens eine Stunde joggen«, sagte Anne schon deutlich milder.

»Echt? Ich dachte, weil da Obst drin ist, kann's so schlimm nicht sein.« Er setzte seinen zerknirschten Dackelblick auf, und Anne musste lächeln, wenn auch noch leicht skeptisch. »Außerdem gibt es Alternativen, was die sportliche Betätigung anbelangt. Ich hätte da schon eine Idee, wie wir die Kalorien gemeinsam verbrennen könnten«, wagte er sich vor.

Anne trat ganz nah an ihn heran, sodass sich ihre Körper berührten. »Frank Beaufort, du bist ein Filou«, sagte sie mit dieser rauchigen Altstimme, die nur besonders intimen Momenten vorbehalten war, »ein ausgesprochen süßer zwar, aber ein Filou.«

Und dann steckte sie ihren Finger in die Sahnetorte und leckte ihn genüsslich ab.

\*

»Wie kommen Sie in der Sache voran?«

»Leider bin ich noch nicht sehr weit.«

»Ist Ihnen die Gefährlichkeit Ihrer Situation überhaupt bewusst?«

»Sicher. Aber ich habe auch noch andere Verpflichtungen.«

»Wir haben Ihnen den Namen der Wühlmaus mitgeteilt. Jetzt müssen Sie handeln. Das hat oberste Priorität.«

»Ich führe ein ganz anderes Leben heute. Und Sie kommen nach über zwanzig Jahren wie aus heiterem Himmel ...«

»Was denken Sie, worauf Sie sich damals eingelassen haben? Wir sind kein Verein, aus dem man so einfach austreten kann.«

»Ich dachte, der Verein hat sich aufgelöst.«

»Schluss mit der Diskussion. Holen Sie die Akte zurück und vernichten Sie sie. Wir erwarten Nachricht binnen 48 Stunden.«

»Und die Wühlmaus?«

»Die bringen Sie zum Schweigen. Ende.«



**MORD AUF DEM CAMPUS** · Aus der Schatzkammer der Erlanger Universitätsbibliothek verschwinden wertvolle Bücher und Kunstwerke. Verzweifelt bittet Frank Beauforts alter Doktorvater den bibliophilen Gentleman-Detektiv um Hilfe. Doch kaum hat dieser die Ermittlungen aufgenommen, ereignet sich ein tragischer Todesfall in der Philosophischen Fakultät. Warum musste der Wissenschaftler sterben? Beaufort folgt den Spuren und gerät dabei selbst in große Gefahr ...

ars vivendi  
**Krimi** 

ISBN 978-3-86913-170-2



9 783869 131702

[www.arsvivendi.com](http://www.arsvivendi.com)